

No Fu- ture ?

—
36 Interviews
zum Punk

Monique
André
Annette
Babette
Claudi
Karsten
Bernd
Dicken
Andrew
En Esch
Frank
Deutscher W
Frank Z.
Frau Schmidt
Margita
Bogdan
Martina
Mario
Moro
Peter B.
Ralle
Susanne
Schorsch
Thomas
Isi
Jörg
Kiky
Ille
Peter H.
Trini
Xaõ
Karl Nagel
Guy / Manuel
Elch
Bernward
Pankow

No Future?

—

36 Interviews zum Punk

Interviews

Michael Fehrenschild / Gerti Keller

—

Fotos

Dominik Pietsch u. a.

© Archiv der Jugendkulturen Verlag

Gerti, geb. 1963 in Düsseldorf, wuchs in Freiburg i. Brsg. auf, Studium der Geschichte in Hamburg, lebte dort acht Jahre in einer Fabriketage, 1999 Umzug nach Köln. Arbeitet als Journalistin und Buchautorin. Verheiratet, zwei Söhne (geb. 1990 und 2008). Vater: Diplom-Volkswirt, Mutter: Hausfrau.

Michael, geb. 1963 in Düsseldorf, Studium der Geschichte, war lange Zeit in einem Verlag tätig, 2007 Umzug nach Köln. Arbeitet heute als Journalist, Buchautor und Lektor. Verheiratet, zwei Söhne (geb. 1990 und 2008). Vater: Eisenwarenhändler, Mutter: Hausfrau.

Dominik, geb. 1980 in Wesel, kaufmännische Ausbildung, BWL-Studium nach vier Semestern erfolgreich abgebrochen, über Umwege Quereinstieg in die Fotografie. Lebt in Köln. Vater: Apotheker, Mutter: Hausfrau.

Danksagungen: Piroska Csösz, Meilenstein Düsseldorf, Tacheles Berlin, Anne Rosin, Shebeen St. Pauli, ZAKK Düsseldorf, Hotel Savoy Köln, Werner Fuchs, Klaus Frick, Oliver Birk

Und ein besonderer Dank an Tom Stein von Zerone Düsseldorf.

Vor über 30 Jahren traten sie in Erscheinung: wild, bunt, laut und schön: Punks. Und heute? Was ist aus der Generation geworden, die einst den Slogan „No Future“ auf der Jacke trug, gibt es sie trotzdem noch?

Wir – die Autoren Gerti Keller und Michael Fehrenschild sowie der Fotograf Dominik Pietsch – besuchten Menschen, die nur eins gemeinsam haben: Alle waren in ihrer Jugend Punks. Wir begegneten Exzentrikern, immer noch bunten Vögeln, „ganz normalen“ Bürgern, Multimillionären und Gestrandeten. Der ganzen Palette des Lebens eben.

Jedes Porträt besteht aus einem Interview und einem aktuellen Foto, das im persönlichen Umfeld entstand. Die Gespräche streifen die Hochs und Tiefs des Lebens, berichten von enttäuschten Hoffnungen und großen Glücksmomenten, geben Erinnerungen an die Vergangenheit wieder, aber auch jede Menge Zeitgeschichte, die für einige der Start in eine große Karriere war. Aber vor allem zeigen sie, was aus den Menschen geworden ist, von denen sich die meisten heute um den 50. Geburtstag herum befinden.

Das Buch erzählt somit keine Musikgeschichte des Punkrock, sondern ist eine Zeitreise aus 37 persönlichen Blickwinkeln, die man so wohl nicht mit jeder Generation machen kann. Denn welche Jahrgänge sind schon so schön schrill angetreten wie diese? Die Interviews zeigen Unterschiede, aber auch Gemeinsamkeiten der ehemaligen Rebellen auf, deren Eltern vom Krieg geprägt waren und Ivan Rebroff und James Last hörten. Und diese Gemeinsamkeiten gibt es! Ob Straßenpunk, Urgestein, prominenter Theaterregisseur, Musiker, Schriftsteller, Personalchef oder Großmutter – sie alle passen in dieses Buch.

7 Monique
14 André
21 Annette
27 Babette
33 Claudi
38 Karsten
45 Bernd
53 Dicken
60 Andrew
67 En Esch
73 Frank
80 Deutscher W
86 Frank Z.
93 Frau Schmidt
103 Margita
112 Bogdan
117 Martina
124 Mario
136 Moro
144 Peter B.
150 Ralle
156 Susanne
162 Schorsch
170 Thomas
176 Isi
184 Jörg
190 Kiky
196 Ille
205 Peter H.
212 Trini
218 Xaõ
225 Karl Nagel
235 Guy / Manuel
244 Elch
250 Bernward
256 Pankow

© Archiv der Jugendkulturen Verlag

**Mu-
sik ist
mein
Leben-
selixi-
er.—**

Monique

© Archiv der Jugendkulturen Verlag

Monique

Wie kamst du zur Musik?

Ich habe eine ältere Schwester, die mich damals unbewusst musikalisch beeinflusst hat. So lernte ich zunächst die Musik der 60er und 70er Jahre kennen. Sie hat Flower Power, also die Hippiezeit, voll miterlebt und trug Maximäntel, Mary-Quant-Klamotten, Schlapphütte, bunte Ketten, Buttons mit Blumen, Augen-Makeup entweder wie Twiggy oder Julie Driscoll. Sie hörte die Beatles, Rolling Stones, The Who, The Kinks, Pink Floyd ... Ich war sieben Jahre jünger, trotzdem hielten wir fest zusammen, weil unsere Eltern sich andauernd heftig stritten und es auch manchmal eskalierte.

Was hast du gelernt?

Nach der mittleren Reife machte ich eine dreijährige Ausbildung zur Zahnarzthelferin. Ich war in einem Alter, wo ich mein eigenes Geld haben wollte, um nicht die permanenten Tiraden meiner Eltern anzuhören, dass ich auf eigenen Füßen stehen sollte. Für mich war es sowieso an der Zeit, mein desolates Elternhaus zu verlassen, um mir ne eigene Bude zu besorgen.

Hast du auch als Zahnarzthelferin gearbeitet?

Ja, ich war noch mindestens sechs Jahre in der Kieferorthopädie. Dort hatte ich nur mit Kids jeden Alters zu tun, die mir öfters auf meinen blütenweißen Arbeitskittel gekotzt haben, wenn ich Abdrücke von ihren schiefen Zähnen machte. Damals fing ich allerdings schon an, meine Haare zu färben, und kleidete mich – wie soll ich sagen – auf meine eigene Art unkonventionell. Natürlich bekam ich öfters Ärger und Diskussionen mit meiner Chefin und meinen Eltern. Ich passte halt nicht in das gängige damalige Format: Dauerwelle, gediegene Klamotten und angepasst sein. Es war dann nur noch eine Frage der Zeit, bis ich mich entschied, den Zahnarztjob zu schmeißen, um was komplett anderes zu machen. Das war so Anfang der 80er Jahre. Da zog ich dann auch von Krefeld nach Düsseldorf um.

War dein Elternhaus konservativ?

Je nach dem, was man unter konservativ versteht. Ich bin als

so genanntes „Schlüsselkind“ groß geworden. Wir wurden irgendwie frei erzogen, obwohl es Regeln gab. Kann man schwer erklären. Mein Vater war LKW-Fernfahrer und während der Woche zwei bis drei Tage nicht zu Hause. Meine Mutter ging in der Nachbarschaft putzen, weil das, was mein Vater verdiente, anscheinend nicht ausreichte. Viele Jahre später erfuhren meine Schwester und ich, dass er das meiste Geld in Automaten verspielte. Er war aber auch Lyra-Spieler in einem Spielmannszug, der erste Lyra-Spieler in NRW. Schon Anfang der 50er Jahre kaufte er sich eine Lyra und brachte sich das Spielen selbst bei. Meine Mutter hatte eine gute Gesangsstimme und sang auch gerne, wenn sie mit meiner Schwester und mir alleine war. Sie fand ohne groß nachzudenken immer die zweite Stimme von den diversen Volksliedern, die wir sangen. Leider wurde sie von meinem Vater mental fertig gemacht. Sie versuchte nie, dieser schrecklichen Ehe zu entkommen. Heute denke ich, dass sie wegen uns blieb und sich in ihr Schicksal mit einem despotischen Mann ergab.

Wann hast du das erste Mal Punk gehört?

Im Sommer 1977 verbrachten meine Schwester und ich einige Wochen in England. Wir wollten mal raus aus unserer kaputten „Familie“. In London hörte ich zum ersten Mal den Begriff „Punkrock“ und sah, was dort vor Ort abging. Die Hotspots waren zur damaligen Zeit der „Great Gear Market“ und „Boy“, der Klamottenladen von Vivienne Westwood auf der Kings Road. Eigentlich war die komplette Straße ein Showlaufen von Punks und Teds. Auch am Sloane Square und Earls Court trafen sich Punks aller Couleur. Es war eine bunte und aufregende Szene. So was hatte ich bisher noch nicht gesehen. Diese Leute faszinierten mich, ein Abenteuer! Auch so eine Musik hatte ich noch nicht gehört, solche Bands noch nie gesehen. Ich fühlte mich zu all dem hingezogen. Nach dem Urlaub dachte ich: „Wo gibt es das hier bei uns?“ Meine erste Single war „God save the Queen“ von den Sex Pistols. Ich kannte den Song nicht, musste ihn aber unbedingt haben und fand die Platte ausgerechnet im Kaufhof! Kopfhörer auf, den Song gehört, mir war heiß und kalt vor Überraschung, Kopfhörer abgesetzt und gleich wieder aufgesetzt – und gekauft. Ich besitze die Single heute noch. Ich war fasziniert von dieser ganzen Bewegung – und wollte damals einfach nur dabei sein.

Und dann?

Ich suchte nach Gleichgesinnten, die die gleiche Attitude hatten wie die in London. Irgendwann fand ich



heraus, dass es in Düsseldorf eine Szenekneipe gibt, wo Punkrockmusik lief. Der Laden hieß „Ratinger Hof“. Die Leute kamen von überall her, aus umliegenden Städten und Dörfern, nur um dort ihresgleichen zu treffen. Auch ich fuhr jedes Wochenende mit der Straßenbahn nach Düsseldorf. Damals war auf der Ratinger Straße, wie heute noch, an den Wochenenden immer der Bär los. Anfangs hatte ich noch Schwierigkeiten, so ganz alleine in den Laden zu gehen. Aber das legte sich recht schnell, weil man über die Musik bald Leute kennenlernte und mehr oder weniger die gleichen Interessen hatte. Man unterhielt sich über Bands und tanzte zu Ramones, Stooges, The Clash, Buzzcocks, Sex Pistols, Stranglers, The Cure, Wire, Bauhaus, Siouxsie and the Banshees, Blondie ... aber es lief auch ab und an David Bowie, T. Rex und Ähnliches.

Im Punk waren viel mehr Jungen dabei, wie kamst du damit klar?

Es gab reichlich coole Mädels, die sich mit Punkrock identifizierten. Man fühlte sich mit den Jungs auf einer Ebene. Es gab keine Unterschiede. Im Gegenteil. Meine erste Band hieß Aspirin, die entstand auch im Ratinger Hof und zwar so: Da fragte mich einer: „Kannst du singen?“. „Klar“, antwortete ich. Man hat sich einfach gefunden. Hauptsache, du warst kreativ, egal in welcher Form, ob Musik, bildende Kunst oder Poetry, whatever. Aspirin setzte sich aus drei Jungs zusammen, meine damalige Freundin Tante Büschit und ich agierten als Sängerinnen. Zuerst probten wir im Kinderzimmer von unserem Schlagzeuger, später dann in diversen Garagen, und irgendwann hatten wir unseren eigenen Proberaum. Wir sangen deutsche Texte mit Songtiteln wie „Leistungsdruck“, „Altstadt Song“, „Apokalyptische Reiter“. Wir spielten Gigs zusammen mit Östro430, ZK, Panhandle Alks und anderen. Wir traten auch im Ratinger Hof auf und in Neuss im ersten „Okie Dokie“.

Hast du gerne Pogo getanzt?

Nein. Das war mir zu rabiat. Sich wild anspringen und an den Klammotten reißen, war nichts für mich. So stellte ich mir die Aussage der Punkbewegung nicht vor. Aber klar, es gab genug Leute, die so ihre Aggressionen ausließen. Wem es gefiel – okay – leben und leben lassen.

Hat man sich damals leicht kennengelernt?

Es gab Leute, die traute ich mich nicht anzusprechen. Die hatten eine solche Aura, da blieb ich meistens in einiger Entfernung stehen, um zu beobachten, wie cool

die an der Tanzfläche standen. Später erfuhr ich, dass es auch einige gab, die mich beobachteten und dachten, ich wäre arrogant, weil ich auch so cool tat. Der Alkohol spielte natürlich auch eine Rolle. Wenn man trinkt, wird man lockerer, und wenn man dann tanzt, lernt man wieder jemand ganz einfach kennen, so nach dem Motto: „Ach, du findest den Song, die Band auch gut?“ So bekam man dann doch irgendwann Kontakte zu Leuten. Und aus anfänglichen losen Begegnungen wurden einige bis heute anhaltende, langjährige Freundschaften zum Beispiel zu Jürgen Krause, dem Mentor der damaligen Düsseldorfer Punkszene, der den Plattenladen „Pure Freude“ in Derendorf von Carmen Knoebel, der ersten Besitzerin vom Ratinger Hof, übernahm, oder Peter „Janie“ Hein, Sänger von Fehlfarben, Family 5, und nicht zu vergessen Die Toten Hosen. In der Woche traf man sich tagsüber öfters im Plattenladen und hing da einfach nur ab, hörte Musik, trank Bier und unterhielt sich. Tja, und was das Outfit betraf, so trugen die meisten schwarze Bikerlederjacken mit diversen Badges der Lieblingsbands, Bondage-Hosen, gefärbte Haare mit Crazy Color, schräge Frisuren, Nietengürtel, stachelige Hals- und Armbänder oder man lief in abgefahrenen Anzügen rum, Creeperschuhen, Doc Martens Boots oder Chucks. Im Alltag konnte es aber auch ganz schön anstrengend sein, wenn man sich andauernd wegen des Outfits gegenüber den Stinos behaupten musste. Als ich damals an den Wochenenden noch mit der Stadtbahn nach Düsseldorf fuhr, war das oft ein Spießrutenlauf. Jedes Mal saß ich verkrampt in der Bahn und musste mir blöde Sprüche anhören wie „Schämst du dich nicht? Karneval ist vorbei! Asoziales Pack!“ Ich hab dann meistens verkrampt aus dem Fenster gesehen, damit mich bloß keiner anspricht, am besten noch den Kragen hoch und gebetet: „ Hoffentlich bist du bald in Düsseldorf.“ Sobald ich aber dann eintauchte in die Ratinger-Straßen-Szene war ich wie ausgewechselt und fühlte mich frei. Ich dachte: „Jetzt bin ich dort, wo ich sein kann, wie ich will.“

Es gab dort aber auch viele Prügeleien?

Die Punkrockszene hatte für mich persönlich nichts Gewalttätiges. Man wollte vor allem kreativ sein und Musik machen. Das passte aber manchen nicht. Es organisierte sich sogar eine Bürgerwehr. Das waren Leute, die wirklich mit Baseballschlägern vor dem Ratinger Hof standen. Ich kann mich noch an eine Szene erinnern, wo uns die Schläger nicht aus dem Laden rausgelassen haben. „Der Erste, der rauskommt, kriegt eins auf die Mütze“, hieß es. Da sind wir

trotzdem rausgelaufen, die hinter uns her. Dabei ist ein Kumpel von mir verletzt worden. Das hat mir schon Angst gemacht.

War das Rebellische im Punk etwas Einzigartiges?

Nein. Jede junge Generation versucht auf ihre Weise auszubrechen, um gegen Konventionen zu rebellieren. In den 50er Jahren wurden auf Bill-Haley-Konzerten Stühle zertrümmert. Man regte sich über den Hüftschwung von Elvis Presley auf. Und die Platten der Beatles wurden zerbrochen, weil John Lennon sagte: „Wir sind größer als Jesus.“ Sogar in der Nazizeit hörten manche heimlich Duke Ellington und Glenn Miller. Das war auch eine Art von Rebellion. Und die hatten es dabei viel schwerer. Wäre die Punkrockbewegung in der dunklen Nazizeit entstanden, wären wir alle in ein Arbeitslager gekommen. Mann, bin ich froh, dass ich nicht in so eine Zeit hineingeboren wurde. In der heutigen Zeit war die Techno-Szene am Anfang durch die Love Parade ja auch eine Art von Befreiung und Spaß-Generation.

Spielte Politik bei dir eine Rolle?

Klar habe ich mir auch Bands angeschaut mit starker politischer Aussage wie Crass. Aber deswegen warf ich trotzdem keine Steine in Kaufhäuser. Meine Rebellion ist, dass ich aus meinem persönlichen Background ausgebrochen bin. Das fand ich schon einen großen Wurf. Ich besitze nicht die Mentalität, um zu sagen: „Hey Leute, ergreift die Waffen, wir machen eine Revolution.“ Ich bin keine politische Aktivistin. Natürlich stehe ich auf politische Aussagen von Patty Smith, Joe Strummer und The Clash oder Bob Dylan. Deren Aussagen berühren mich. Auch einige meiner Songs sind sowohl sozialkritisch als auch politisch. Ein Beispiel dafür ist „Broken Rainbow“. Den Song hab ich für eine Filmdokumentation komponiert über die Lakota Sioux Indianer, die in South Dakota in der Pine Ridge Reservation leben und sich gegen Uranabbau und Wasserverschmutzung wehren.

Du bist seit vielen Jahren Musikerin. Kannst du davon leben?

Ich bin Sängerin von dem Akustik Duo Skuyela und bei der CountryPolka-RocknRoll-Band Beatlesons. Nebenbei gebe ich ab und zu Vocal Coaching und habe einen kleinen Minijob. Der Minijob ist cool, man lässt mich so sein, wie ich bin, und mir bleibt ausreichend Zeit, um mich meiner Musik zu widmen.

Du hast zurzeit gesundheitliche Probleme. Hat das deinen Blick aufs Leben verändert?

Ja, total. 2011 bekam ich eine Gesichtsgürtelrose durch einen Viruseffekt, welcher sich im Kopf am Trigemini-Schmerznerve festgesetzt hat. Ich wusste bis dato überhaupt nicht, dass es so eine Krankheit wie „Gesichtsgürtelrose“ gibt! Bis heute leide ich unter Schmerzen im Kopf und muss starke Medikamente nehmen. Mein Neurologe sagt: „Tun Sie, was Ihnen gut tut; Ruhe, Entspannung, Gelassenheit, gehen Sie spazieren, machen Sie Ihre Musik.“ Ja klar, Musik machen und Singen tut mir wirklich gut. Außerdem betreibe ich intensiven Sport, was meinen Schmerznerve ablenkt. Natürlich hat diese chronische Krankheit mittlerweile mein Leben verändert. Auch mein Neurologe kann zurzeit nicht sagen, wann ich endgültig wieder gesund sein werde. Aber ich weiß, dass ich auf einem guten Wege der Genesung bin, und das ist ja schon mal was. Ich nehme die Krankheit als neue Chance an für mein weiteres Leben. Alles braucht seine Zeit. Oooohm.

Hast du Kinder?

Nein. Ich bin zu sehr freiheitsliebend und egoistisch, als dass ich irgendeine Verantwortung für ein anderes Leben übernehmen möchte. Die Verantwortung für mein eigenes Leben reicht mir komplett.

Wie wohnst du?

Allein in einer kleinen 40-qm Wohnung in Düsseldorf-Flingern, seit 1998.

Ist die Bühne dein Lebensinhalt?

Ja. Als ich durch die Krankheit mindestens ein halbes Jahr nichts machen konnte, wurde ich wirklich depressiv. Ich dachte, ich könnte nie mehr auftreten. Wenn man mir das wegnehmen würde ... diese Vorstellung wäre das Schlimmste für mich. Wenn ich auf die Bühne gehe, bin ich immer noch aufgeregt. Musik ist mein Lebenselixier. Und wenn ich merke, dass das Publikum mitgeht, bin ich glücklich. Da ist es egal, ob ich mit zehn Mann, einer kleinen Band oder zu zweit auftrete. Da will ich mich entfalten und das Publikum begeistern. Das ist ein Adrenalinschub, der macht mich gesund, da vergesse ich alles. —



Meine erste Sex-Pistols-Single
fand ich ausgerechnet im Kaufhof!

Monique, geb. 1958 in Krefeld, mittlere Reife, Lehre als Zahnarzhelferin. Sängerin in diversen Bands: Aspirin, Asmodi Bizarr, B-Bang Cider, Rote Rosen, Orange, Rock 'n' Roll Gypsies. Aktuell bei den Beatlesons und Skuyela. Vater: LKW Fernfahrer, Mutter: Haus- und Putzfrau.

© Archiv der Jugendkulturen Verlag

12

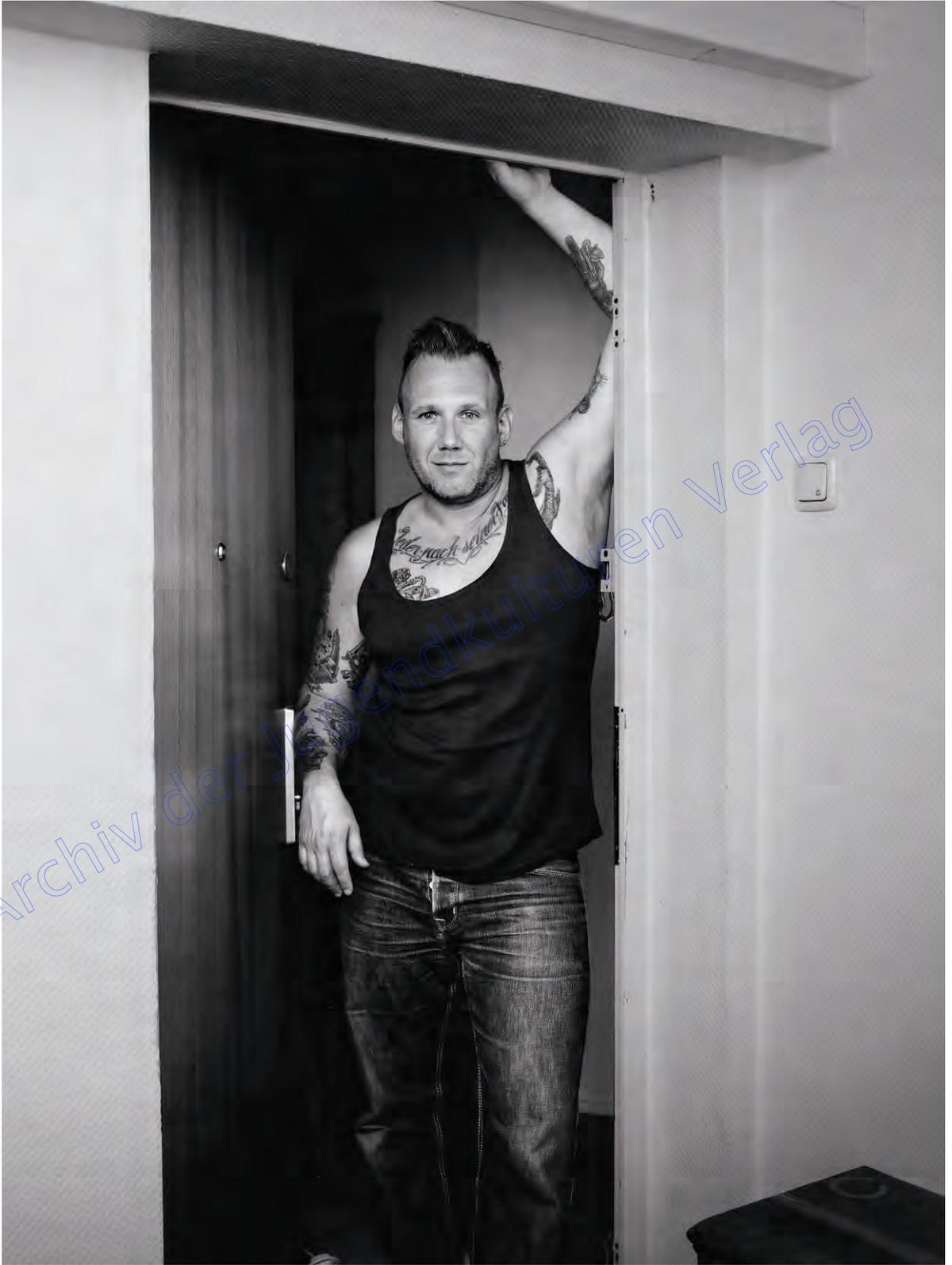
Manchmal stand sogar eine Bürgerwehr mit Baseballschlägern vor dem Ratinger Hof.



Ich habe in jungen Jahren mit Leuten kein Wort gewechselt,
die nicht dieselbe Musik wie ich gehört haben.

© Archiv der Jugendkulturen Verlag

André, geb. 1968 in Bochum, Abitur und Ausbildung zum Verlagskaufmann. Anschließend zehn Jahre internationale Filmproduktion. Seit 2005 ist er Verleger und Hörbuchproduzent. Er lebt heute in Köln und hat eine Tochter. Mutter: Finanzbuchhalterin. Vater: Reprofotograf.



André

Bist du ein glücklicher und zufriedener Mensch?

Nach oben ist immer Spielraum. Ich habe mir aber eine Grundzufriedenheit erarbeitet.

Hast du früher Musik gemacht?

Ich habe mit zwölf zum ersten Mal Gitarre gespielt, hatte aber zu kleine Finger oder die Gitarre war zu groß. Ich fing erst wieder an, als ich merkte, dass ich damit Frauen beeindruckten konnte. So mit 16/17 Jahren. Damals habe ich die letzten Zuckungen des Punkrock noch mitgenommen. Ich spielte dann auch in einer Punkband Bass, die nannte sich Schwarz-Weiß. Wir haben viel Social Distortion gecovered, waren zwei Jahre in einem Proberaum, haben uns ordentlich die Birne zugezogen – und nie einen Gig gehabt. Wir hatten aber sehr viel Spaß. Ich bin dann ausgestiegen, weil mich die Muse verlassen hatte. Ich hängte den Bass an die Wand und verkaufte ihn ein paar Jahre später. Damals dachte ich: Ich bin vielleicht eher der Hörer als der Macher. Bis ich die Ukulele entdeckte ...

Ukulele?

Ich bin vor zwei Jahren über dieses tolle Instrument gestolpert, jetzt übe ich jeden Tag zwei Stunden. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie etwas mit so viel Leidenschaft gemacht wie das Ukulelespielen. Es ist einfach einzigartig: Der Klang macht sofort gute Laune und es ist leicht zu lernen, weil die Ukulele nur vier Saiten hat. Bei der Gitarre hatte ich immer einen Finger zu wenig, jetzt habe ich einen zu viel, mit dem ich Unfug machen kann. Und: Ich habe seit der Schule zum ersten Mal gelernt, dass nur Übung einen weiter bringt. Klar habe ich Momente, wo ich denke, den Song schmeiße ich an die Wand ... aber am nächsten Morgen geht das wie Butter. Echte Erfolgserlebnisse!

Für Ukulele muss man eher ein fröhlicher Mensch sein. Ein Joy-Division-Song würde damit wohl nicht klappen?

Sicher? Alles geht auf der Ukulele. Das ist das Großartige daran!

Ich spiel euch jetzt mal „Love will tear us apart“ vor und zwar auf Deutsch und das heißt „Und dann ist Liebe ein Teufelskreis“.

Hast du Pläne damit?

Ich habe im Internetforum eines Ukulelenclubs Leute gefunden, die einmal in der Woche musizieren wollen. Das hat sich innerhalb kürzester Zeit vom totalen Amateurhaufen zum semiprofessionellen Orchester entwickelt. Wir sind in Winterswijk in Holland auf einem Treffen mit knapp 100 Musikern in der Fußgängerzone als Ukulelenorchester aufgetreten. An einem Samstag und die Straße war sofort voll.

Punk. Rap. Ukulele. Du zeigst eine große Offenheit!

Nachdem von den Punkbands, die ich mochte, nichts mehr zu hören war, entstand ein Loch. Da bin ich dann auf Public Enemy abgefahren, weil das für mich eine Fortsetzung mit anderen Mitteln war. Ich kann mich auch erinnern, dass ich schon 1984 bei Grandmaster Flash war, mit einem Haufen Punkkumpels. Elektronische Musik hörte ich ebenfalls eine Zeit lang. Das war wie eine Explosion, hing aber ganz klar mit Drogen zusammen, weil das zu dieser Musik einfach gut passte. Das kam schnell und war genauso schnell wieder vorbei. Elektronische Musik geht mir heute nach wenigen Takten auf den Sack. Horror! Sie bereitet mir geradezu körperliche Schmerzen. Musik ist immer unheimlich wichtig für mich gewesen, teilweise pervers wichtig. Ich habe in jungen Jahren mit Leuten kein Wort gewechselt, die nicht dieselbe Musik wie ich gehört haben. Da war ich teilweise fast faschistoid. In den letzten Jahren liebte ich neben Rock 'n' Roll auch viel Swing und Jazzsachen, die großen alten Orchester Goodman, Dorsey und vor allem den legendären Big-Band-Schlagzeuger Gene Krupa. Die Ukulele erschließt natürlich auch neue Musikgebiete.

Warst du aufsässig?

Rebellion ist das Thema, das sich stark durch mein Leben zieht. Ich hatte schon in der Schule Autoritätsprobleme. Ich bin sogar von der Waldorfschule geflogen, das muss man erst einmal schaffen. Die war aber nicht so lustig, wie man es sich vorstellt. Unter den Lehrern waren selbst noch alte Hitlerjungen dabei! Es gab so einen Morgenspruch von Rudolf Steiner, den mussten alle jeden Tag vor dem Unterricht aufsagen – bis ein Kumpel nach dem

Urlaub auf einmal mit bunten Haaren, Ledermantel und Springerstiefeln zurückkam, was uns sowieso sehr beeindruckt hat. Und der hat dann angefangen, diesen Morgenspruch zu verweigern. Am nächsten Tag waren es dann schon drei Neinsager, einer davon war ich. Kurz danach war die ganze Klasse dabei und dann fing sogar die Parallelklasse an! Wir wurden als Unruhestifter ausgemacht und zum Direktor geschickt, der uns sagte: „Anpassen oder gehen!“

Bist du gegangen?

Na ja, ich war 15. Also holte ich mir Rückendeckung bei meiner Mutter. Ich rief sie an und sagte „Es geht nicht mehr“, und sie antwortete, „Okay, dann komm.“ Zwei Tage später packte ich meine Sachen und das Thema Internat war für mich gegessen.

Und dann?

1984 kam ich nach Düsseldorf zurück, da tobte noch der Punk in den Straßen. Mit 15 hast du zu viel Adrenalin und musst Action haben. Und Punk war die vielversprechendste Art, Spaß zu haben. Es gab eine Zeit, da habe ich Punk einfach als die Zeitgeistrebellion meiner Generation gesehen. So bis 1992 war ich in der Szene.

Hast du dich als elitär empfunden?

Absolut! Ich wollte definitiv anders sein und fühlte mich komischerweise als Herdentier, das der Mensch nun mal ist, im gemeinsamen anders sein am wohlsten. Wenn ich mich erinne, wie es Mitte der 80er Jahre auf der Ratinger Straße aussah: Das war „Abenteuer pur“. Das hat sich aber bei mir relativiert, da ich eine verrückte Mutter hatte. Wenn man nachts um drei Uhr im Ratinger Hof seine Mutter trifft, die noch mehr in der Krone hat als man selbst, ist es schwer, eine Rebellion gegen das eigene Elternhaus zu entwickeln.

Gab es einen Grund, die Szene zu verlassen?

Irgendwann war es einfach vorbei. Die Wut war weg. Viele Kumpels driften entweder völlig ab und versackten ständig im Suff oder Speedrausch. Andere stiegen aus und gründeten Familien. Für viele hatten sich die Prioritäten verändert. Und für manche so deutlich, dass klar wurde: So wichtig war der Punk für sie gar nicht. Die inszenierte Selbstzerstörung wie im Punk gehört zu den menschlichen Urtrieben. Aber letztendlich macht das Leben doch Spaß.

Woher kam deine Renitenz?

Mein Vater ist sehr früh

gestorben. Meine Eltern hatten sich vorher schon scheiden lassen. Meine Mutter ist gelernte Finanzbuchhalterin. Sie hat sich hochgearbeitet und den Aufstieg von der Arbeiterfamilie ins bürgerliche Milieu durch fleißige Arbeit gemeistert.

Meine Verwandten waren deutlich rot. Schon meine Großeltern, die in den 50er/60er Jahren ein Hotel aufgebaut hatten, waren stramm SPD. In meiner Familie gab es aber auch Juden, die im Dritten Reich umgekommen sind, was natürlich die Generation meiner Großmutter traumatisiert hat. Das wurde an die Kinder und Enkel weitergegeben. So gesehen gehöre ich zur letzten Kriegsgeneration! Ich habe weder zu Deutschland oder irgendeinem Staat eine Beziehung. Ich hege eine Ablehnung gegen jede autoritäre Struktur.

Bist du heute politisch tätig?

Ich habe mich nie Vollzeit für irgendein politisches Ziel engagiert. Denn ich mag keine Institutionen. Ich bin eine Zeit lang meiner Mutter in den SPD-Ortsverein Pempelfort gefolgt, das war ein dröger Haufen. Das ganze innerparteiliche Prozedere ging mir auf den Sack. Aber vieles auf der Welt liegt doch im Argen. Man kann sich sagen: Ist halt so, lässt sich nicht ändern. Aber das ist falsch. Es lässt sich ändern! Ich wäre am liebsten Diktator.

**Du warst vieles, nur nie
Mainstream?**

Ich habe mich im Mainstream nie wohl gefühlt. Er gaukelt eine trügerische Sicherheit vor. Wenn du dich von Anfang an ein Stück außerhalb der Gesellschaft positionierst, stellen sich viele Fragen nicht. Als ich anfang, mir die Unterarme tätowieren zu lassen, hat sich viel Zeitverschwendung erledigt, denn mit normaler Karriere war nichts mehr. Heute lässt sich jeder Proll seine Swingerclubtattoos machen. Aber zu der damaligen Zeit war es doch noch ein ganz anderes Statement.

Also keine Banklehre mehr?

Das kam natürlich grundsätzlich nie in Betracht. Zeitweise war ich auf einem ganz guten Wege für eine Karriere in der Filmproduktion. Aber mir wurde die ganze Blase darum zu blöd. Ich merkte, dass ich mich ein Stück weit verkaufen konnte, aber das nicht mein Leben lang machen wollte. Außerdem kriegst du in manchen Sparten ab 40 keinen Job mehr. Das war uninteressant.

Ich habe
in meinem
ganzen
Leben noch
nie etwas
mit so viel
Leidenschaft
gemacht
wie Ukulele-
spielen.

Wovon lebst du heute?

Ich habe einen Hörbuchverlag. Daher kommt ein Teil der Einnahmen. Zudem mache ich zwischendurch immer noch Messebaujobs und unterstütze meine Frau. Sie arbeitet bei Film und Fernsehen als selbstständige Pyrotechnikerin und macht auch andere Spezialeffekte. Hier und da braucht sie eine helfende Hand.

Wie kamst du zu Hörbüchern?

Ich war Rezensent für die Zeitschrift Westzeit. Da bekam ich einmal das Hörbuch zu „Ratten im Gemäuer“ von H. P. Lovecraft auf den Tisch. Das war zufällig meine Lieblingshorrorgeschichte. Das Ding war gut gemacht und da ich damals nach Veränderung strebte, fiel mir ein, dass ein Kumpel von mir in Köln ein Tonstudio hat. Dazu passte, dass ich eine Ausbildung als Verlagskaufmann bei einem Verlag gemacht habe, der Deutschlands beliebtestes Fantasy-Rollenspiel und eine Romanserie dazu publiziert hat. Und zu dieser Romanserie legte ich dann mit Hörbüchern los. So begann der Horchposten Verlag. Wir machen seit letztem Jahr auch etwas Computerspielvertonung, weil wir von der saisonalen Vermarktung weg wollen. Hörbücher laufen immer gut im Sommer und im Winter, dazwischen aber nicht.

Und wie ging es kulturell weiter?

Ich bin dann nach langen Jahren, in denen ich nicht mal ein Konzert besucht habe, von einer ehemaligen Freundin, mit zu einem Meteors-Gig geschleppt worden. Ich fühlte mich so wohl wie seit meiner Jugend nicht mehr. Weil ich von Leuten umgeben war, die mir das Gefühl gaben, so viel sei gar nicht passiert. Ich bin dann in der Rockabilly-Szene gelandet. Aber seitdem meine kleine Tochter da ist, ist das auch wieder weniger geworden.

Spielt Punk heute noch eine Rolle für dich?

Punk hat natürlich nicht mehr die Bedeutung wie früher. Allerdings war es eine ganz entscheidende Phase meines Lebens. Ich höre immer noch gerne die alte Punkmusik, etwa The Clash. Die waren so gut, weil sie schwarze und weiße Musik authentisch verbunden haben.

Was wäre für dich der größere Schrecken: Wenn deine Tochter Versicherungskauffrau oder Punk wird?

Frag mich in zehn Jahren noch mal, das weiß ich jetzt nicht. Die wird, was sie werden will. Es wäre für mich aber keine Horrorgeschichte, wenn es

Versicherungskauffrau wäre. Ich würde halt sagen „Okay, dann bist du halt Räuber geworden.“ Man muss sich schon mal was nehmen, wenn man sonst nichts kriegt. Wird sie Punk, würde ich wahrscheinlich sagen: Hör auf deinen alten Papa, der hat den ganzen Krempel auch gemacht, aber vergiss uns nicht.

Was hast du dir damals erhofft?

Das keiner den roten Knopf

drückt!

Was hast du bekommen?

Mehr als ich erhofft hatte!

Was ist geblieben?

Die Gewissheit, dass Revolution Evolution ist und die Gesellschaft beeinflusst, auch wenn sie ihr eigentliches Ziel nicht erreicht. —

**Irgend-
wann war
die W-
ut einfach
weg.—**

André

Ich war ein liebes Mädchen. Ich hatte nichts,
gegen das ich rebellieren musste.

© Archiv der Jugendkulturen Verlag

Susanne, geb. 1964 in Düsseldorf, Abitur, ein Kind, lebt in Hamburg. Moderierte über viele Jahre Sendungen bei verschiedenen Fernsehsendern, darunter Off Beat bei Tele 5, die Pioniersendung für Punk- und Avantgarde-Musik. Seit 2009 arbeitet sie zudem als Autorin, Dozentin und PR-Beraterin. Mutter: Hausfrau, Vater: Kaufmann in der Automobilindustrie.



chivier
Dinklage
Verlag

großen Spaß an der Inszenierung, daran, mich bescheuert anzuziehen. Ist das schon Rebellion?

Susanne

Warum mochtest du Punk?

Als ich in die Schule kam, bin ich mit meinen Eltern aus der Groß- in die Kleinstadt gezogen. Dort ging ich aufs Gymnasium und habe mich gelangweilt. Meine Mitschüler hingen in Teestuben rum und hörten Johnny Winter oder so grauenhaftes Bluesrock-Zeug und ketteten sich in der Freizeit an Atomkraftwerke. Ich mochte die Hippies und diese ganze gemütliche Kifferkultur in Suburbia nicht. Mit 15 war ich dann in einer Theatergruppe und traf dort Claudia. Die war schon ein paar Jahre älter. Sie lebte eigentlich in Wien und war da der erste weibliche Discjockey im U4, ein damals sehr angesagter Laden. Heute ist sie unter anderem im Management von Grönemeyer. Mit ihr bin ich zum ersten Mal in den Ratinger Hof gegangen. Meistens stand ich an der Wand und hatte Angst, dass einer auf mich drauf springt. Für mich war der Laden sehr anziehend – gefährlich, wild und aufregend. Die Leute sahen alle so nach Abenteuer aus. Die Musik mochte ich aber schon vorher. Ich hatte eine Platte von Patti Smith, weil meine Deep-Purple-Scheibe auf einer Party zufällig dagegen vertauscht worden war. Ich kam nach Hause, war erst total sauer, aber dann hörte ich die Musik und fand sie toll.

Warst du ein rebellisches Kind?

Überhaupt nicht. Ich war ein liebes Mädchen, auch sehr gut in der Schule. Mit Absicht, weil meine Mutter sagte, solange das mit der Schule funktioniert, könnte ich am Wochenende ausgehen.

Was trieb dich dann in diesen „bösen“ Laden?

Die Musik, die Leute. Ich hatte nichts in meinem Umfeld, gegen das ich rebellieren musste. Meine Mutter war sehr jung und überhaupt nicht spießig. Und doch war ich aus meiner Schule die Einzige, die in den Hof gegangen ist. Ich war ein bisschen anders als die anderen, eben kein Öko oder Hippie. Ich hab meine Haare immer gewaschen und trug auch keine komischen Schuhe. Mir war ganz wichtig, dass ich cool aussehe. Ich hab unglaublich viel Zeit damit verbracht, mir aus Plastiksäcken Klamotten zu schneiden oder mir meine Haare absurd hinzuwuseln. Ich war ein echtes New-Wave-Girl. Ich hatte

Wann bist du weggezogen?

Ich machte 1983 Abi und zog dann ein paar Tage später schon nach Paris. Mein Vater hatte mir da einen Job besorgt. Nach einem Dreivierteljahr bin ich nach Hamburg – mit dem Auto meines Bruders, das ich ihm gemopst hatte. Zusammen mit ein paar Freunden und Andreas Dorau, der am nächsten Morgen im Hafenklang zu einer Albumaufnahme musste. Also sind wir nachts gefahren und kamen im Sonnenaufgang über die Elbbrücken in die Stadt. Dieses Bild werde ich nie vergessen. Ich weiß noch, dass ich sehr fasziniert war von dem Hafen, dieser großen weiten Welt und der Abenteueratmosphäre, die Hamburg damals hatte. Und an vielen Stellen hat Hamburg das heute noch. Ich lebe unheimlich gerne hier und ich will auch nicht weg.

Wie kamst du zu „Off Beat“?

Ich zog zwischenzeitlich nach München, weil mein Freund dort wohnte. Und da war eben Tele 5. Die machten ein Casting und nahmen mich gleich als Moderatorin für die Sendung Made in Germany und ein paar andere Formate. Ich war erst kurz da, ging durch die Redaktion und sah überall betretene Gesichter. Da sagte der Chef der Musikredaktion Jörg Hoppe zu mir: „Christian steigt bei Off Beat aus. Wir lassen die Sendung sterben, es sei denn, du machst sie.“ Er wusste, dass ich die Einzige dort war, die sich mit dieser Art von Musik auskannte. Bei Off Beat war ich dann Redakteurin, Moderatorin, Organisatorin und Aufnahmeleiterin, alles in einer Person – obwohl ich eigentlich gar keine Ahnung vom Fernsehen machen hatte. Aber Jörg sagte nur: „Mach mal. Am Freitag musst du drehen, da kommen Cassandra Complex und Weathermen.“ Ich dachte: „Geil, ich hab meine eigene Sendung. Prima.“ Dann hab ich mich da reingewurschelt und nächtelang im Schneiderraum mit dem Cutter gearbeitet.

Wurdest du gut bezahlt?

Es war nicht wahnsinnig viel, aber es war auch nicht unfair. Ich war Anfang Zwanzig. Was willst du da mit Geld? Darum ging's nicht.

Warum gab es diese schräge Sendung?

Der Sender war von Musikfreunden gegründet worden, „Off Beat“ war Jörgs „Baby“. Er mochte avantgardistische

Sachen. Es war ja keine Sendung nur über Punk. Es ging von Laurie Anderson bis zu den Spermbirds.

„Off Beat“ war wohl fast die einzige Sendung über Underground-Musik, die es damals gab. War dir eigentlich bewusst, dass das was ganz Besonderes ist?

Nicht wirklich. Für mich war das nur eine von vielen Sendungen, die Tele 5 hatte. Halt die, die „meine“ Musik spielte. Es gab ja auch Hard 'n' Heavy, Tanzhaus, Made in Germany“ und ein Programm über Soul. Also für die unterschiedlichsten Musikrichtungen. Off Beat war halt für alternative Musik, für Punk und alles, was man da so reinkippen konnte.

Schaust du dir die alten Clips heute noch an?

Ich habe leider fast nichts mehr davon. Als ich mal umzog, packte ich diese ganzen Tapes alle in einen Karton, den ich verloren habe. Vielleicht besser so.

Hast du eigentlich eine Ausbildung?

Ich hatte diverse Studienplätze, um einen Mensaausweis zu kriegen. Slawistik, Japanologie, Romanistik und so. Aber ich ging ganz selten in Vorlesungen. Irgendwann während meiner Zeit in München merkte ich, dass ich zurück nach Hamburg wollte. Und das verkaufte ich dem Sender so: Wenn die Bands durch Deutschland touren, starten sie im Norden, und wenn ich sie in Hamburg drehe, könnten wir noch auf die Konzerte in München hinweisen. Und das wäre wahnsinnig clevere PR. Das sah mein Chef ein und sagte: „Okay, du darfst nach Hamburg ziehen und die Sendung mitnehmen.“

Haben dich die „harten Jungs“ beim Drehen nervös gemacht?

Ich habe eigentlich keine Angst vor Männern. Ich finde die meistens sehr nett. Auf der anderen Seite hatten viele Bands fürchterliche Angst vor mir. Und dann gab es welche, die mich überhaupt nicht ernst genommen haben. Wenn die hörten, es kommt ein Fernseheteam, dachten sie automatisch, dass das ein Mann macht. Und dann kam ich, mit meinem silbernen Mantel, und die lachten mich aus. Einmal war ich aber sehr nervös: bei Blixa Bargeld von den Neubauten. Vor dem hatte ich richtig Angst. Ich bereitete mich eine Woche auf dieses Interview vor. Wir drehten im Hochsommer im Hinterhof bei Tele 5 und ich fand ihn so komisch und unnahbar. Ich bat dann den Kameramann, mal kurz

die Kamera auszumachen. Dann sagte ich zu Blixa, dass ich ihm nicht auf den Keks gehen, sondern einfach nur ein gutes Interview machen möchte, weil ich seine Musik sehr mag, sonst nichts. Und als die Kamera wieder anging, war alles gut und er sehr entertaining.

Warum kam irgendwann für Off Beat das Ende?

Das lag an der allgemeinen Entwicklung der Medien. Am Anfang bewegte sich das Privatfernsehen im rechtsfreien Raum, wir konnten machen, was wir wollten. Und bei Tele 5 war keiner über 25 Jahre. Aber dann fingen sie an, sich übers Geld verdienen Gedanken zu machen ...

Wie ging's dann weiter?

Ich hatte irgendwann das tragische Schicksal, dass ich aus „demografischen“ Gründen ins seriöse Fach wechseln musste. Ich hatte nie irgendwas über Interviewtechnik gelernt, weil ich auch so immer gut durchgekommen bin. Das war auch Faulheit. Ich wollte das lieber aus dem Bauch heraus machen, weil ich das am besten kann. Und das hat geklappt. Später ging ich zum NDR und lernte auf einmal den Ernst des Lebens kennen. Dort moderierte ich verschiedenste Formate, auch Gartensendungen. Bei interessanten Gästen hat es mir auch dort Spaß gemacht. Aber ich musste sie auf eine ganz andere Art befragen, das war ja ein großer öffentlich-rechtlicher Sender. Da durfte man nicht „Scheiße“ sagen und Tätowierungen mussten überschminkt werden. Ich lernte dort viele Dinge, die ich zum Glück wieder vergessen habe. Es hatte einfach nicht mehr so viel mit mir zu tun. Das war ein Bruch.

Das klingt so, als ob dir die Musik am meisten Spaß gemacht hat?

Ja klar. Musikfernsehen hat ja auch mit mir zu tun. Im Grunde hab ich danach hauptsächlich Fernsehen gemacht, weil ich's kann. Ich steh vor einer Kamera, hab kein Lampenfieber und rede eben, bis der Aufnahmeleiter Stopp sagt. Das kann ich bei Musiksendungen und bei Sendungen, die sich mit Blumenzwiebeln oder Wirtschaftsthemen beschäftigen. Mir fällt immer irgendwas ein. Und ich kann beruflich Menschen ernst nehmen, auch wenn sie mich privat nicht so sehr interessieren.

Und heute?

Ich habe noch für alle möglichen Filmchen eine Weile Regie geführt. Im Moment arbeite ich für eine Firma, die machen Post-Produktion. Das sind Visual

Später ging ich zum NDR. Da durfte man nicht „Scheiße“ sagen und Tätowierungen mussten überschminkt werden.

Effects für Werbe- und Spielfilme. Aber für das Fernsehen moderiere ich nicht mehr. Ich bin ja auch schon über 40. Und dann müssen Frauen in der Regel gehen.

Das ist ja ganz schön bitter ...

Mein Vertrag ging halt zu Ende und wurde einfach nicht verlängert. Ich war ja auch schon elf Jahre beim NDR und hab bereits 1987 angefangen, Fernsehen zu machen. Seitdem haben mir Leute an den Haaren herumgezogen und in meinem Gesicht herumgemalt. Und irgendwann ist es einfach mal gut. Wahrscheinlich hätte ich sowieso eine Krise gekriegt, wenn ich weitergemacht hätte, weil mich das Fernsehen irgendwann echt genervt hat.

Welches sind deine Lieblingserinnerungen an deine Fernsehzeit?

Mein Lieblingsinterview Nummer 1

war Iggy Pop für VH-1. Ich traf ihn nach einer langen Echo-Partynacht in Köln. Der Termin war mittags und ich sollte 40 Minuten Zeit haben. Aber ich hatte nicht geschlafen, war völlig fertig und machte mir Gedanken, wie schlimm ich wohl aussehe. Und dann kam Iggy Pop rein, und schlagartig machte ich mir keine Sorgen mehr um mein Aussehen, weil er noch viel schlimmer aussah als ich. Und aus den 40 Minuten wurden 1,5 Stunden. Er hat sogar seinen Manager mehrmals aus dem Zimmer geschmissen, weil er das Interview mit mir zu Ende bringen wollte. Das war wirklich witzig. Mein Lieblingsinterview Nummer 2 war Willy de Ville. Er war einfach beeindruckend. Sah toll aus, war ein Gentleman und erzählte, wie er mit seinen Freunden früher in New York in große Wohnungen eingebrochen ist und dort Antiquitäten geklaut hat. Das kam meiner Faszination für abenteuerliche Kleinkriminelle sehr entgegen. Und dann natürlich King Rocko Schamoni in Harrys Hamburger Hafenzoo zwischen lauter ausgestopften Tieren. Wir waren alle irgendwie ein bisschen angetrunken. Ein sehr niedliches Gespräch, hart an der Grenze zum Dadaismus.

Also doch ein bisschen Punk?

Na ja, Bürgertöchterchen sind ja meist interessiert an so was. Über die Hälfte der Leute, die sich im Ratinger Hof tummelten, kamen aus ordentlichen Verhältnissen, schrieben Einsen in Deutsch und mussten sich immer brav benehmen, und dagegen haben sie rebelliert. Obwohl ja schlechtes Benehmen und übel zu riechen nicht den Punk ausmacht. Man kann sich ja trotzdem waschen und gut anziehen. Ich konnte das. Aber der Ratinger Hof war auch ein totales Loch.

Und eigentlich sind dann alle immer ganz froh gewesen, wenn sie zu Hause in ihr frisch bezogenes Bett kriechen konnten. Ich kann mich noch gut an die Toiletten dort erinnern, weil ich mich da immer versteckt habe, wenn es Streit gab oder die Polizei kam.

Was war mit Drogen?

Damals habe ich überhaupt

nicht gemerkt, ob jemand Drogen genommen hat. Ich kannte mich einfach nicht damit aus. Ich trank höchstens mal einen Sekt und war schon sehr erstaunt, als ich später erfuhr, wer von meinen damaligen Bekannten harte Drogen nahm. Ich muss aber auch sagen, dass ich immer einen Job hatte. Ich konnte mir halt nicht die Kante geben und am nächsten Morgen gut aussehend vor der Kamera stehen.

Heute machst du Werbung und arbeitest als PR-Beraterin – gibt es etwas, das du noch gerne tun würdest?

Oh, sehr viel. Muss ja nicht im TV sein. Ich bin auch kein richtiger Karrieremensch. Mir haben diese Musiksendungen immer ganz viel Spaß gemacht. Auch bin ich ein bisschen stolz darauf, Bands bekannt gemacht zu machen, von denen man sonst nichts gehört hätte. Ich bedaure vielleicht, dass ich nie Radio gemacht habe. Weil mir die Atmosphäre in so einem Aufnahmestudio sehr gut gefällt und ich sehr gerne spreche. Das wär noch was ...

Hast du einen persönlichen, privaten Traum, den du dir unbedingt noch erfüllen möchtest?

Dringend mehr verreisen, überall hin. Ich hatte immer so viel Arbeit, dass ich nie viel Zeit hatte, lange wegzufahren.

Bist du eigentlich verheiratet?

Nicht verheiratet, aber immer glücklich verliebt.

Was hast du dir damals erhofft?

Mit 16? Das ich einen total coolen Typen kennen lerne.

Hat das geklappt?

Immer wieder ... —

**Meine Mitsch-
üler hingen in Tees-
tuben rum, hörten
grauenhaftes Blue-
srock-Zeug und
ketteten sich
in der Freizeit an
Atomkraftwer-
ke. — Susanne**





© Archiv der Jugendkulturen Verlag

Schorsch

Du warst ein Zündelkind.
Warum?

Zündelkind ist eine fast schon klassische Bezeichnung für eine ganz scharfe Trotzreaktion. Solche Kinder fangen aus ihrem „nicht gehört werden“ heraus an, mit Feuer zu spielen. Bei mir lag das an der Umgebung, in der ich aufwuchs. Ich bin mit sechs Jahren von der Ostsee in die Hamburger Vorstadt gezogen. Dort besaß mein Stiefvater ein Autohaus in so einem komischen Gewerbegebiet. Und da ging der Alltag total an einem Kind vorbei, bis es dann eben versucht hat, sich bemerkbar zu machen. Ich habe Briefkästen angesteckt, auch Öltonnen sind öfter in Brand geraten und fast sogar mal eine Chemiefabrik. Die Situation war einfach sehr kinderfeindlich in diesem schrottigen kleinen Autobetrieb, in dem die Eltern gerade mal selbst ihren Alltag organisiert bekamen. Aber das habe ich damals nicht so empfunden. Kinder denken doch immer: Das ist einfach so, und wenn es so ist, wird es schon in Ordnung sein – und suchen die Schuld dann bei sich selbst. Erst später wird einem klar, warum man das gemacht hat.

Hatte das mit deinem späteren Aufbegehren als Punk zu tun?

Natürlich. Das war eine Fortsetzung davon. Aber es kam noch etwas anderes hinzu. Das mit meinem Elternhaus ist auch schief gelaufen. Zwischen meiner Mutter und meinem Stiefvater gab es ständige Konflikte. Ein ewiger Trennungsprozess mit sehr viel Streit – und da wurde ich ein bisschen links liegen gelassen. Als man mich eingeschult hat, zeigte sich das in meinen Zeugnissen, die von Jahr zu Jahr schlechter wurden. Ich wurde wohl immer nervöser und habe schon in frühen Schulklassen angefangen, den Unterricht zu stören. Wahrscheinlich, um Aufmerksamkeit zu bekommen. Nach dem Motto: Schaut her, es ist etwas nicht in Ordnung und ich fang jetzt an, möglichst laut dagegen zu protestieren.

Wie ging es weiter?

Mit zehn Jahren kam ich zurück

an den Timmendorfer Strand, in dieses sehr konservative Kaff. Wo Schüler nicht ins Café durften, weil man Platz haben wollte für die zahlenden Touristen. Dagegen haben wir aufbegehrt. Das kam dir als Teenager im Alter von 15 bis 16 Punk sehr gelegen. Weil das eine Form war, mit der man das Aufbegehren gut zeigen konnte. Da brauchte man nicht mehr zu zündeln, das Äußere genügte.

Mein Ausgangsdorf hat sich dann größte Mühe gegeben, alles, was ein bisschen ausgeflippter, wilder oder andersartiger war, an den Rand zu drängen. So wurde dort schon sehr früh den jungen Leuten das Abhängen draußen schwer gemacht. Ein besonderes Zeichen dafür sind für mich diese Sitzbänke mit Schalen aus Metall, auf denen keiner mehr liegen oder gar faulenzeln kann. Wer das erfunden hat, den möchte ich gerne mal kennenlernen!

Warum gab es gerade am Timmendorfer Strand so viele junge Punks?

Der Timmendorfer Strand hatte tatsächlich eine klassische Linie gegenkultureller Leute. Es ging los mit Halbstarcken, dann Rockern und Hippies. Wahrscheinlich, weil man früher ans Meer fuhr und am Strand rumgammelte. Wir haben dann sozusagen die Hippies abgelöst. Man muss sich das als sehr kleinbürgerlich, später dann auch ein bisschen neureich, konservativ vorstellen. Neben Westerland auf Sylt gab es nirgendwo mehr CDU-Wähler in Schleswig Holstein. Und die wollten vor uns ihre Ruhe haben. Das hat uns dann natürlich umso mehr angestachelt. Deshalb gab es in diesem Dorf schon sehr früh, in den 70ern, viele junge Punker. Wir waren echt eine ganze Menge. Lübeck zum Beispiel hatte noch gar keine, obwohl das eine größere Stadt ist, die gleich nebenan liegt.

Insgesamt waren es aber nie viele. Die frühen Konzerte fanden gerade mal vor 200 bis 300 Leuten statt, egal ob in Hannover oder Berlin. Die Szene war unheimlich klein. Bei den ersten Punknächten in Hamburg hat alles gespielt, was es gab in Deutschland. Man verklärt das immer, weil es eine laute Bewegung war. Deshalb denkt man, dass sie groß war. Das stimmt aber nicht. Außerdem waren die Protagonisten fast immer männlich und es gab auch viel Balzgehebe. Ich arbeite heute ja viel am Theater und da sind zum Glück ziemlich viele Frauen dabei. Das empfinde ich als sehr angenehm.

Wo fühlst du dich am wohlsten, gibt es für dich heute Heimat?

mehr. Ich könnte so auch gar nicht schreiben. Wenn ich jetzt mal richtig gesoffen habe, leide ich zwei Tage. Und damals bist du aufgestanden, hast einen Kaffee getrunken und konntest weitertrinken.

Was hast du da gelernt?

Guy: Ich glaube, ich habe für meine Bücher sehr viel aus der Station rausgeholt. Ich mochte schon immer Menschen sehr gern, die anders sind. Und ich hatte damals andauernd mit Leuten zu tun, die einen Hau hatten. Aber vielleicht ist es auch so, dass man schon vorher eine gewisse Einstellung hat und deswegen an dem Ort landet und nicht umgekehrt.

War Punk eine desillusionierte Fortführung der 68er?

Guy: Für mich hatte das nichts mit Politik zu tun, es war einfach nur ein Ausrasten für den Moment. Mit 17, 18 war ich politischer als mit 24, 25. Als ich zur Uni kam, fing ich an, die ganzen Anarchisten zu lesen. Kropotkin, Bakunin. Ich hatte Bakunin sogar groß in meinem Zimmer hängen. Aber wenn ich heute darüber nachdenke, war das alles unverdaut. Das liest man, findet es faszinierend und das war's. Damals bin ich noch auf Demos gegangen, später nicht mehr. Zu Station-Zeiten war mir das alles scheißegal. Ich dachte kein einziges Mal an die Zukunft. Es zählte nur das Hier und Jetzt.

Manuel: Diese ganze Abgrenzung lief über die Musik. Die Popper haben Heaven 17 gehört, die Hipies ihre alte Scheiße mit den viel zu langen Gitarrensoli. Der Feind war das Gitarrensolo, das war ganz klar. Darüber wurde diskutiert, nicht übers Outfit und erst recht nicht über Politik. Für mich war es eine früh-hedonistische, in ihrem eigenen Orbit kreisende Spaßsache.

Wie war dein Tagesablauf damals?

Manuel: Ich war ein ordentlicher Student, hab nix verbummelt und wurde auch in der vorgeschriebenen Zeit fertig. Es waren natürlich auch keine „Wir hetzen die armen Studenten durchs Bachelor-Studium“-Zeiten wie jetzt. Keine Veranstaltung fing vor 11 Uhr an, und die hab ich alle auf die Reihe bekommen. Die exzessiven Nächte waren eher die Ausnahme. Ich war schon ein bisschen verschoben, aber mir war immer klar, auch wenn ich mich in der Station mal daneben benommen hatte, ich mach das Studium fertig und will

einen guten Abschluss haben. Da war überhaupt nix von „No Future“, ich wollte Regisseur werden.

Trotzdem stelle ich mir den Sprung vom Barhocker der Station hinter die Kulissen von Sat.1 schwierig vor ...

Manuel: Es hat auch lange gedauert, bis ich da war. Aber: Meinen ersten Kontakt mit dem Fernsehgeschäft verdanke ich tatsächlich der Station. Ich wusste nach dem Studium nicht, wie es weitergehen sollte, und da hat mir einer aus der Kneipe den Tipp gegeben, dass Komparsen gesucht werden. Und zack verdiente ich 1.000 Mark pro Woche. Das war tierisch viel Geld. Dann lernte ich Leute kennen, die mich über tausend Verästelungen weiter gebracht haben. Dass ich bei Harald Schmidt gelandet bin, war einfach Glück. Ich war zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort.

Von der Punkrock-Kneipe zu einem Privatsender. Hast du manchmal das Gefühl, dass du deine Seele verkauft hast?

Manuel: Nein! Die Jungs haben alle da gearbeitet.

Guy: Ich auch. Nach drei Jahren hinter dem Tresen, Ende '91, war mir klar, du musst jetzt langsam hier raus, sonst wird es ungesund. Und da bekam ich mit, dass RTL Regieassistenten sucht. Ich bin hingegangen, genommen worden und hab dann alle nach und nach da reingeholt.

Manuel: Als das Privatfernsehen startete, haben sie händeringend Leute gesucht und fast jeden genommen. Es war denen total piepe, ob du eine Ausbildung hattest oder nicht. Das war eine Superchance.

Läutete der Job das Ende der Station-Zeit ein?

Manuel: 1992, als meine Tochter schon geboren war, habe ich noch ein paar Mal mit meiner späteren Frau, die ich übrigens in der Station kennengelernt habe, dort wild gefeiert. Trotzdem war klar, das ist jetzt eine andere Situation mit Kind. Da muss man einfach Geld verdienen. Außerdem hat der Laden kurz darauf dicht gemacht. Ich weiß noch, wie ich mit Doro da im Biergarten saß, als die gerade die neuen Häuser gegenüber bauten, so Super-Schicki-Micki-Studentenwohnungen, und sagte: Wenn die fertig sind, macht die Station zu, und so war's. Ende 1992 war Schicht.

In „Die Ruhe der Schlammkroete“ lässt du deine Helden sterben und rettest dich ins bürgerliche Leben, wobei die letzte Zeile deines Buches lautet: „Na ja, wir leben.“ Ist nichts anderes möglich? Pathetisch gefragt: Sterben oder anpassen?

Guy: Was ist anpassen? Ich glaube, dass man alles zu seiner Zeit macht. Ich möchte nie wieder jung sein. Denn warum soll ich immer das Gleiche wiederholen? Es kamen neue Dinge, die waren auch super. Und es gibt jetzt noch ständig Sachen, die gut sind. Ich weiß nicht, ob man das unbedingt anpassen nennen will. Ich lebe heute meinem Alter entsprechend. Ich geh immer noch ganz gerne ab und zu raus und trinke was. Ich habe wieder eine Lieblingskneipe, in der ähnliche Musik läuft und Leute sind, die mein Alter haben. Ansonsten schreib

ich jetzt lieber ein gutes Buch, weil mir das viel mehr Freude bereitet.

Kommt im Rückblick nicht doch ein wenig Wehmut auf?

Manuel: Nö. Die Zeiten waren gut und dann kam das Neue und das war auch super.

Ist es wie ein anderes Leben – ganz weit weg oder noch ganz nah?

Manuel: Das gemeinsame Buchprojekt hat dazu geführt, dass die Erinnerung bei uns nicht so schnell verblasst und bis in die heutige Zeit strahlt. Wir haben auch eine Lesereise zusammen gemacht. Dabei haben wir abwechselnd aus dem Buch gelesen, Geschichten erzählt, Songs angespielt und auf der Bühne getrunken.

Guy: Das war für die Zuschauer meist ein sehr vergnüglicher Abend, außer in Erfurt. Da waren sehr wenig Leute da und die erste Reihe war besetzt von Altpunks. Die Arme vor der Brust verschränkt mit der Ausstrahlung: Ihr wollt Punks gewesen sein, na, dann legt mal los ... Und dann funktioniert kein Witz. Das war furchtbar.

Wieso bist du von der Millionenstadt Köln ins Saarland gezogen?

Manuel: Der Liebe wegen. Danach hab ich gesehen, dass es mir beruflich sehr gut tut, weil in der Millionenstadt Köln keiner darauf wartet, dass Herr Andrack eine Fernsehsendung macht. Der Saarländische Rundfunk ist für mich eine echte Chance. Mit denen mach ich jetzt eine Führerscheinsendung. Ich hatte nie den Führerschein und hab gerade frisch den Lappen gemacht, wobei ich von der Kamera begleitet wurde. Bis du so was beim WDR oder NDR unterkriegst, musst du kämpfen und eine Lobby haben. Aber wenn einer, der in der C-Reihe im Fernsehen seine Nase gehabt hat, mal ins Saarland kommt, sind die total begeistert.

Wie viele Folgen sind es denn geworden?

Manuel: Das war ein Schock, als mir mein Fahrlehrer sagte, die Gleichung lautet: Fahrstunden ist gleich Lebensalter. Ich brauchte gut 40 ...

Was wünscht ihr euren Kindern? Auch so eine aufregende Zeit zur Selbstfindung?

Manuel: Ihre eigene aufregende Zeit.

Guy: Ich finde es wichtig, dass man tut, was man will. Ich hoffe nicht, dass sie einen Job machen, der ihnen nicht gefällt, nur um nachher viel Geld zu haben. Das wäre absolut entsetzlich. Und wenn mein Tochter oder mein Sohn sagt, ich will Maler werden, dann sollen sie das probieren und konsequent durchziehen. Entweder klappt's oder nicht. Ich hab auch eine ganze Zeit von der Hand in den Mund gelebt und über 20 Jahre irgendwelche Jobs gemacht, unter denen ich teilweise gelitten habe, weil ich immer nebenher schreiben wollte und nicht von Literatur leben konnte. Ich habe Asphalt gelegt oder bei der Milchversorgung am Fließband gestanden. Immer im Hinblick auf: Irgendwann wirst du davon leben können. Hätte auch

schief gehen können. Aber wenn ich darauf zurückschaue, kann ich alles, was ich gemacht habe, ob es diese Punkzeit ist oder Asphaltlegen, verwerten. Es gibt doch nichts Schlimmeres als Leute, die nichts erlebt haben und dann ein Buch schreiben.

Was hast du dir bis heute bewahrt?

Guy: Mit diesem Bedürfnis nach absoluter Sicherheit kann ich bis heute nichts anfangen. Zwar habe ich erst meine Jobs gekündigt, als ich hoffte, jetzt kann ich vom Schreiben leben. Aber das ist ja auch immer eine Sache ohne Netz. Auch halte ich es nach wie vor für wichtig, geltende Werte und Dogmen permanent zu hinterfragen und nicht zu sagen: So ist es und so muss es bleiben. Das fängt bei so kleinen Blödsinnigkeiten an wie: „Es muss Ordnung sein“. Ja, warum denn? Wir hatten damals überhaupt keine, ich hab heute noch keine, und auch meine Kinder müssen ihre Zimmer nicht aufräumen. Immer diese Dinge, die angeblich sein müssen. Ich finde das unsinnig. Auch dieses „Alles ist für die Ewigkeit“. So nach der Devise: An das neue Sofa darf bloß nichts rankommen. Ich finde es wichtig, sich bewusst zu sein, dass man immer im Augenblick lebt. Das alles zusammen genommen relativiert sehr viel.

Gib doch mal ein konkretes Beispiel dafür ...

Guy: Etwa, wie ich reise. Ich buche immer noch nicht vorab, sondern stürze mich gerne irgendwo rein. Auch wenn man weiß, dass das Ufer natürlich nicht weit ist, kann man dann wie ein Brett auf dem Meer schwimmen und alles rundherum vergessen. Ich hatte viele Stipendien, mit denen ich in Indien, Jemen oder dem Iran unterwegs war, und da hab ich versucht, auf eigene Faust immer tiefer reinzurutschen, um in den Dingen zu wühlen. Ich besuchte Slums und in Indien Krankenhäuser für die so genannten Unberührbaren. Im Jemen war ich, als Israel gerade Palästina angriff, im Januar 2009. Da fanden natürlich in Sanaa jeden Tag Demonstrationen statt. Und jeder sagte: Bloß nicht dahingehen. Aber mir war klar: Da gehst du hin, das guckst du dir an, da bist du dabei.

Manuel: Ich buche vorher. Nächste Woche wird der Urlaub für nächstes Jahr gebucht.

Wo geht's hin?

Manuel: Nach Föhr. Weil es uns letztes Jahr dort so gut gefallen hat. —

Guy, geb. 1963 in Esch-sur-Alzette, Luxemburg, Abitur, Studium der Germanistik und Philosophie u. a. in Heidelberg. 1985 Umzug nach Köln, jobbte in der Punkrock-Kneipe „Station“ am Kölner Südbahnhof, schrieb damals sein erstes Buch „Die Ruhe der Schlammkröte“. Lebt heute als Schriftsteller in Köln, bekam diverse Preise, u. a. 2004 beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb den 3sat-Preis. Zwei Kinder, geb. 2000 und 2002, verheiratet, Vater: Elektriker, Mutter: Hausfrau.

Manuel, geb. 1965 in Köln, Abitur, Studium der Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft, Germanistik und Kunstgeschichte, Stammgast in der „Station“, Redaktionsleiter der Harald-Schmidt-Show, erhielt 2001 und 2003 den Deutschen Fernsehpreis, wurde mit dem Grimme Online Award TV 2001 und der Goldenen Feder 2002 ausgezeichnet. 2006 gab er „Die Ruhe der Schlammkröte“ mit eigenen Anmerkungen neu heraus. Ist heute Wanderbuchautor und lebt in Saarbrücken. Drei Kinder, geb. 1992, 1993 und 2010. 1991 erste Ehe, aktuell: verlobt. Vater: Beamter. Mutter: Hausfrau.



© Archiv der Jugendkulturen Verlag

Ich hatte eigentlich
nicht mehr im Schädel
als Sex und Saufen und
ab und zu Schreiben.

—Guy

Einfach Rucksack packen
und weg.

© Archiv der Jugendkulturen Verlag

244



E L C H

Elch

Was wolltest du werden, als du klein warst?

Kochen war schon als Kind meine Leidenschaft. Ich habe meiner Mutter viel am Herd geholfen. Als Jugendlicher wollte ich dann etwas Soziales machen. Mein Vater meinte aber, dass ich etwas Handwerkliches lernen muss, und so begann ich eine Lehre als Industriemechaniker. Es war ein Wunder, dass ich acht Monate durchgehalten habe. Auf der Straße war ich dann derjenige, bei dem man seine Sorgen abgelassen hat und der zwölfjährigen Mädchen gesagt hat, dass sie besser nach Hause gehen sollen.

Wie kamst du zum Punk?

Da war auch mein Vater dran schuld (lacht). Der Sohn von Freunden meiner Eltern war in der Punkerszene. Bei ihm zu Hause war es viel freier. Wir haben anfangs witzige Aktionen gemacht, sind aufs ARAG-Hochhaus geklettert und hingen auf dem Drehschild ab.

Wie kamst du auf die Straße?

Mit 16 bin ich das erste Mal von zu Hause raus und in die Penner-Punk-Szene in der Düsseldorfer Altstadt. Das war wegen der Leute. Ich litt immer unter Versagensangst und konnte mit denen über alles reden. Ich bekam dort mehr Verständnis als irgendwo anders. Das war für mich praktisch ein Familienersatz, es waren ja auch Ältere dabei. Man musste keine Angst haben, denn wenn man mies drauf kam, war immer jemand da. Ich konnte saufen, Drogen konsumieren und die Musik hat mir auch zugesagt. Es war die Kombination aus allem.

Wie war das Leben auf der Straße?

Ich habe nie geklaut oder den ganzen anderen Mist gemacht wie Einbrechen oder so, sondern geschnorrt, und dabei wurde einem auch mancher Gelegenheitsjob angeboten. Da waren aber auch unseriöse Angebote dabei, so von wegen, wenn du mit mir nach Hause kommst, kriegst du Geld. Ich habe teilweise bei Leuten geschlafen, teilweise auch draußen. Hinterher schlief

ich schon lieber draußen, weil ich mich da niemandem zu etwas verpflichtet fühlte.

Dazwischen bin ich auch mal inoffiziell in einem Asylantenwohnheim untergeschlüpft bei einem netten Russen. Dem habe ich die Amts-Briefe übersetzt und bin dafür sehr gut verköstigt worden. Dort habe ich auch die internationale Küche kennengelernt. Über den Ruhrpott ging's dann nach Berlin und Stuttgart. Eigentlich bin ich ständig vor Problemen mit dem Amt geflüchtet und es ging mir woanders immer besser. Ich habe mir verschiedene Städte angeschaut, bin viel rumgelaufen und hab neue Leute getroffen. Dann lernte ich auf einem Konzert eine Schweizerin kennen. Wir sind zusammen nach Zürich gegangen, um zu heiraten, aber sie ist abgestürzt auf Heroin. Ich bin selber da auch abgestürzt: Heroin, Kiffen, Schnaps, polytoxoman eben. Ich habe mir gedacht, es sei cool, so lange was reinzuhauen, bis ich irgendwann unter der Erde liege.

Wie bist du da wieder rausgekommen?

Eine Freundin hat an einem Tag eine Masse Obdachlosen-Zeitungen verkauft und mich von dem Geld in den Zug nach Düsseldorf gesetzt. Ich habe später versucht sie wiederzufinden. Das hat leider nicht geklappt und ist auch sehr schwer in der Szene. Man kennt voneinander nur die Vornamen oder Spitznamen. Da hilft einem kein Facebook.

Wie ging es weiter?

In Düsseldorf habe ich bei einem guten Freund erst mal einen kalten Entzug gemacht. Dann war ich aber wieder drauf. Die nächsten Jahre ging es ständig hin und her, auf und ab. Das war die schlimmste Zeit für meinen Körper. Aber ich hab's geschafft! Vielleicht, weil ich einen Dickschädel habe, den ich negativ, aber auch positiv benutze.

Du bist jetzt Vater einer kleinen Tochter. Wolltest du früher Kinder?

Nein. Ich wollte sie nicht in diese Welt setzen, weil ich selber so viel Mist erlebt habe. Auch habe ich oft gesagt bekommen, man wird so wie sein Vater. Und das wollte ich nicht riskieren. Meine Mutter war vielleicht zu lieb und mein Vater zu sehr das Gegenteil.

Wie wichtig ist dir Geld heute?

So wichtig, dass ich über die Runden komme. Ich habe keine hohen Ansprüche, lege aber Wert auf gutes Essen und guten

**Ich beka-
m früher Ä-
rger mit Pun-
kern, weil ich
auch mal eine
Flasche
teuren Wein
gekauft habe
anstatt
20 Dosen Bier.**

— Elch

Wein. Ich bekam früher Ärger mit Punkern, weil ich auch mal eine Flasche teuren Wein gekauft habe anstatt 20 Dosen Bier. Das habe ich dann richtig auf der Straße zelebriert, Gläser besorgt und alles auf der Decke ausgebreitet.

Wenn du zurückschaust, waren es gute Jahre?

Mir hat es viel an Menschenkenntnis gebracht, weil ich die extremsten Charaktere kennen gelernt habe. Auch die Drogen fand ich faszinierend, aber die Nebenwirkungen, die Sucht, nicht.

Waren es verlorene Jahre?

Ja, weil ich jetzt merke, was ich alles nachholen muss. Und dass das Lernen nicht mehr so gut klappt wie früher. Dafür habe ich aber mehr Selbstbewusstsein bekommen, weil ich letztendlich alles überlebt habe.

Wenn du die Uhr zurückdrehen könntest, was würdest du ändern?

Ich würde die ersten zwei Jahre auf der Straße nicht missen wollen. Die Straßenszene war am Anfang sehr nett. Der Zusammenhalt war da. Wenn einer krank wurde, hat man ihn durchgezogen. Man hat halt zusammengeschmissen. Das war später nicht mehr so. Ich hätte viel schneller den Bogen bekommen sollen. Um im Leben mehr zu erreichen, um mehr Energie dafür zu haben. Ich war effektiv zu lange dort.

Wo stehst du jetzt?

Ich kriege nichts anderes mehr hin, außer Arbeit. Meine letzte Schicht hat 15,5 Stunden am Stück gedauert. Ich mache gerade eine Umschulung zum Koch und derzeit ein Praktikum in einem Schloss-Restaurant, das zu den besten Küchen Deutschlands gehört. Da hast du die geilsten Zutaten, kannst zaubern, kreieren. Ich habe aber schon Probleme mit dem Snobpublikum. Da sind echte Banausen drunter, die so tun, als wären sie Gourmets, und gar keine Ahnung haben. Neulich beschwerten sich welche, dass sie keinen Wildlachs bekommen hätten, der sei ja gar nicht orange gewesen ...

Was ist dein Traumziel?

Ich würde gerne mit dem Kochen weitermachen, am liebsten selbstständig. Mein Traum wäre es, in Finnland ein Haus am See zu haben, wo ich im Sommer Gäste bewirten kann. Kein Luxushäuschen, sondern eine einfache Holzhütte, auch ohne Strom. Ich sehe gerne zufriedene Gesichter nach dem Essen, habe aber immer noch keinen Bock auf Chefs.

Gibt es etwas von früher, was du heute vermisst?

Ich konnte selbst bestimmen, wann ich abhau. Das war das Schöne daran. Wenn ich Lust dazu hatte: einfach Rucksack packen und weg.

Was ist geblieben?

Ich vermisse die alte Szene, da gab es unheimlich viele sympathische Charaktere drunter. Heute ist das nur noch ein Modekult. Die Musik mag ich immer noch sehr gerne. Aber ich bin wesentlich offener für andere Sachen geworden und höre alles was abgedreht ist und etwas Eigenes ist. Und ich beschäftige mich viel mit finnischer Musik und finde zum Beispiel M. A. Numminen gut, das ist ein finnischer Helge Schneider. —

Ich würde die ersten zwei Jahre auf der Straße nicht missen wollen.
Aber ich war effektiv zu lange dort.

—Elch

© Archiv der Jugendkulturen Verlag

Elch, geb. 1973 in Hilden. Vater: EDV-Organisator, Mutter: Lehrerin aus Finnland. Machte seinen Realschulabschluss in der Abendschule, während er bereits obdachlos war. Er lebte lange auf der Straße, unter anderem in Zürich. Kochte zwischendurch im Düsseldorfer Café Buntebilder sowie auf Konzerten und Veranstaltungen. Machte eine Umschulung zum Koch. Er hat eine Tochter, geboren in einer kalten Novembernacht 2010. Lebt in Wuppertal.

**Ich fa-
nd auch
Dis-
co
gut.—**

Bernward

250

© Archiv der Jugendkulturen Verlag

© Archiv der Jugendkulturen Verlag



Bernward

Du hast bei Male gespielt, der vielleicht ersten deutschen Punkband. Damals wart ihr fast noch Kinder. Reichten ein Riss in der Hose und struppige Haare aus, um Antipathie auszulösen?

Ja. Die Leute schrien uns in der Düsseldorfer Altstadt deswegen sogar mit den Worten an: „Unter Hitler hätten sie euch vergast!“

Wie kamst du zu Male?

Male war anfangs eine klassische Schülerband. Bevor wir eine Punkband wurden, haben wir Rhythm & Blues gespielt, Stones-Cover und so was. Aber dann bekamen wir Ende 1976 die erste Sex-Pistols-Single in die Hände. Als wir „Anarchy in the UK“ hörten, waren wir geflasht und sagten: „Wir werden eine Punkband, das ist das, was wir machen wollen.“ Wir mussten uns dazu aber keine Sicherheitsnadeln durch die Backe stecken. Es ging um die Energie, die in der Sache steckte. Wir merkten später allerdings, dass die Musikindustrie auch daraus nur eine schöne Verpackung kreierte, um damit schlecht verkäufliche Produkte zu präsentieren. Punk ging über in die „Neue Deutsche Welle“, ein grässlicher, grauenhafter Begriff. Das fanden wir ganz schrecklich.

Erzähl doch mal eine typische Anekdote aus der Punk-Zeit.

Male hatte viele Fans in Hamburg, auch in der Hausbesetzer-Szene der Hafensstraße. Weil wir politische Texte brüllten. Zum Beispiel den Song „Polizei“, den Slime später gecovered hat. Und wir machten 1979 das Album „Zensur und Zensur“, ebenfalls mit politischen Texten. Dann merkten wir aber, wie das alles in eine Schublade driftete. Uns war das zu eingeschränkt, auch musikalisch. Wir kamen in eine Identitätskrise. Wir wollten nicht mehr Male heißen und nur Punkrock spielen. Ich fand sogar Disco gut. Da hatte ich überhaupt kein Problem mit. Chic zum Beispiel fand ich super. Wir haben uns drei Mal umbenannt. Eine Weile lang hießen wir Gummibaum, dann Vorsprung und später noch mal anders. Zu der Zeit gaben

wir ein Konzert in Hamburg auf der Großen Freiheit. Der Veranstalter hat gedacht, da kommen die ganzen Hausbesetzer von der Hafensstraße, der Laden ist ausverkauft und es wird viel Bier getrunken. Das war auch so. Aber wir gingen auf die Bühne und sagten „Male kann heute nicht. Aber sie haben uns gefragt, ob wir heute an ihrer Stelle auftreten wollen. Wir heißen Gummibaum und spielen deutschen Power Pop.“ Wir hatten extra einen Set dafür entwickelt, wussten aber genau, dass das bei diesem Publikum gar nicht ankommt. Wir fingen mit Happy Sound und Ho-Ho-Ho-Chören an, das konnten wir. Und die Leute wurden echt sauer. Die haben angefangen, uns anzurotzen und mit Bier zu beschütten. Aber wir hatten auch viele Bierdosen auf der Bühne und bespritzten unsere, zu dem Zeitpunkt schon Ex-Fans. Warum das alles? Weil es für mich immer ganz schrecklich war, feste Erwartungshaltungen bedienen zu müssen. Aber das Publikum hat das halt, und man muss es erfüllen. Ich fand es eigentlich immer gut, Leute mit zu festen Vorstellungen so richtig zu schocken.

Nach Male kamen die Krupps.

Was änderte sich?

Bei den Krupps haben wir musikalisch alles total reduziert. Ich probierte keinerlei Kunststücke mehr auf dem Bass und spielte nur noch die tiefe E-Saite im Herzrhythmus. Jürgen Engler hat Rückkopplungen gemacht und wir versuchten das in Einklang zu bringen. Das war dann hinterher die Basis für unsere „Stahlwerksymphonie“, eine ganz frühe Industrial-Platte.

1983 hast du Band und Szene verlassen? Was kam dann?

Ich bin viel gereist. Zwei Mal besuchte ich für längere Zeit einen Onkel in Tansania, der war dort jahrzehntelang Missionar. Danach bin ich alleine durch afrikanische Länder gereist, das war sehr spannend. Ganz anders, als alles, was ich bislang kannte. Und dann kam ich zurück und hatte einen ganz anderen Blick auf das alles hier. Ein Vergleich dieser unterschiedlichen Welten ist zwar kaum möglich, aber in Afrika merkst du, dass ein einfaches Leben ohne das ganze materielle Drumherum nicht das schlechteste sein muss.

Nach Punk und Studium wurdest du Geschäftsmann. Wie kam's?

In die Wiege gelegt wurde mir das nicht. Ich komme aus einer Lehrerfamilie, da hatte keiner Ahnung von Geschäften. Aber Male und Krupps machten ja Platten und Touren. Damit waren auch geschäftliche Dinge verbunden und um die musste sich jemand kümmern. Das ist an mir hängen

geblieben und ich habe das auch ganz gerne gemacht. Außerdem wollte ich mich dagegen wappnen, über den Tisch gezogen zu werden, wie ich das früh kennengelernt hatte. Wir waren anfangs froh, dass es Indies gab, die unsere Musik gebracht haben. Bei uns kam aber nie Geld an. Das war für mich nicht okay. Wir wollten nicht, dass irgendein Minimedienmogul sich die Taschen vollmacht durch unsere Platten. Später haben wir einen Plattenvertrag mit der WEA gemacht, da bekamen wir dann auch Geld.

Wovon lebst du heute?

Ich bin Unternehmensberater im Medien- und Technologiebereich. Ich habe mich dabei auf einen Bereich spezialisiert: Sondersituationen, zum Beispiel wenn jemand sein Unternehmen oder seine Aktivitäten komplett oder weitgehend umstellen will. Oder seine Firma verkaufen möchte, weil er sich zur Ruhe setzen will. Wie macht man das? Welchen Fragen muss man sich da stellen? Was für alternative Handlungsmöglichkeiten gibt es? Das sind Umstände, in die kommen die meisten Unternehmer nur einmal in ihrem Leben. Ich habe solche Prozesse als Berater hingegen schon sehr oft begleitet. Und ich kenne eine ziemliche Bandbreite von Spielvarianten. Vorher war ich lange im Verlagsbereich in unterschiedlichen Positionen tätig: als Marketingmann, Kaufmann, Verleger. Ich hatte aber auch relativ früh mit digitalen Medien und dem Internet zu tun und hab einen der ersten Onlineshops gemacht.

Was machst du in deiner

Freizeit?

Richtige Hobbys hatte ich nie. Ich fand das immer schrecklich: Leute, die Hobbys haben. Ein Hobby ist etwas, dass im abgegrenztem Raum im Keller passiert. Ich mag aber das richtige Leben. Ich bin am liebsten unterwegs. Das kann durchaus in der Kölner Südstadt sein! Da gibt es die ganze italienische Szene mit Bars und schrägen Typen, die auch in Neapel oder Palermo sitzen könnten. Ich könnte mir aber auch vorstellen, mal eine Weile in Rom, Sizilien oder San Francisco zu verbringen. Und ich höre nach wie vor gerne Musik. Ich habe jetzt alles, was ich besitze, digitalisiert und auf einen I-Pod gepackt. 16.000 bis 18.000 Songs! Ich entdecke da unheimlich viel wieder und bin völlig begeistert, was ich schon vor 30 Jahren gut fand. Ich höre aber auch ganz neue Sachen. Zudem bin ich befreundet mit vielen kreativen Leuten, die

Musik, Kunst, Fotografie oder Bücher machen.

Warum warst du so renitent?

Ging es gegen die Eltern?

Nein. Mein Vater ist ganz früh gestorben und ich bin mit meinen beiden Geschwistern bei meiner Mutter aufgewachsen. Der wichtigste Wert von ihr war Toleranz. Ich durfte mehr als viele andere. Gegen meine Mutter musste ich mich daher gar nicht so sehr auflehnen. Die hat das nicht nur erduldet, sondern fand das bis zu einem gewissen Grad in Ordnung.

Woran lag es dann?

Es ging mir eher um die allgemeine bundesrepublikanische Verfassung in dieser Zeit. Damals waren tatsächlich noch Lehrer unterwegs, bei denen du merktest, das sind Altnazis. Das war der Horror. Und die standen nach wie vor zu ihren alten Überzeugungen. Mit denen musste man sich doch anlegen. Auch mit der Polizei! Ich kenne heute einige Polizisten in Köln, die sind echt okay. Die bekämpfen das organisierte Verbrechen. Aber damals war die Polizei anders. Ich erzähl dir mal ein Beispiel: Nach einem Fußballspiel zogen Hooligans durch die Altstadt. Ich war dort gerade in einem kleinen Punkclub, der hieß Domino. Zu der Zeit spielte ich schon bei den Krupps und war gar kein Punkrocker mehr. Aber ich stand mit ein paar Leuten in Punk-Kluft und Lederjacken rum. Das haben die dann gesehen und gedacht, „die mischen wir jetzt mal so richtig auf“. Also fingen sie an rumzupöbeln. Prompt kam es zu einer Schlägerei, wobei die Hools die treibende Kraft waren. Da rückte die Polizei an, die dort wegen der Hooligans schon die ganze Zeit gelauert hatte. Als die uns sahen, waren auf einmal die Punkrocker dran, nicht die anderen. Das fand ich ein Ding. Die konnten sich mit den Hools offenbar viel besser identifizieren!

Später kam Politik in die Punkszene. Wie hast du das mitbekommen?

Ich war mal bei einem Crass-Konzert in London. Deren Freundinnen machten eine Frauenband. Die waren krass. Sie hatten einen multimediamäßigen, hochinteressanten Auftritt in Brixton, zeigten dabei extreme Videos von Abtreibungen, ganz schnell geschnitten. Das war schon sehr herausfordernd. Da kamen rechtsextreme Skinheads. London war viel radikalisierter in den 70er Jahren als irgendeine

Wir waren anfangs froh, dass es Indies gab, die unsere Musik gebracht haben. Bei uns kam aber nie Geld an.



© Archiv der

deutschen Musikszene

Stadt in Deutschland. Da gab es Straßenschlachten zwischen Rechten und Linken mit Toten. Die Skins hatten sich an diesem Abend in die pogende Menge reingestellt und es war klar, dass ihnen irgendwann einer auf den Fuß tritt. Und den haben die dann erstochen! Danach gab es eine Saalschlacht. Das war eine derart brutale Schlacht, so etwas habe ich in Deutschland nie erlebt, so eine direkte Gewalt. Draußen waren die britischen Cops. Wir haben versucht abzuhaufen. Aber dann hielten uns die Skinheads fest. Wir dachten, es sei vorbei mit uns, die machen uns jetzt total fertig. Wir redeten aber deutsch. Da haben die „Heil Hitler“ gesagt und uns ziehen lassen. Für die war klar, wir sind keine linken Engländer, sondern Deutsche. Dann wollten uns die Cops verhaften. Da sind wir aber auch rausgekommen, wir hatten wohl einen extra-territorialen Status.

Warst du auch in Düsseldorf Zeuge von Gewalt in der Szene?

Fast nie. Im Ratinger Hof wurde gerne gepogt und dabei war es auch lustig, dass man ins Publikum knallte. Manch einem flog das Bierglas aus der Hand. Es gab im Hof aber auch Leute, die haben wir immer etwas dünnelhaft Touristen genannt. Die kamen vom Land und wollten in der Großstadt mal richtig auf die Kacke hauen. Aber diese Touristen verstanden zum Beispiel den Spaß beim Pogo nicht. Da habe ich dann einmal echte Gewalt erlebt. Als einer angerempelt wurde, gab es eine Messerstecherei mit einem Schwerletzten. Für mich waren solche Erlebnisse der Horror.

Stammt deine Frau auch aus der Punkszene?

Nein. Sie ist Kunsthistorikerin und Gemälderestauratorin. Das ist so ziemlich das Gegenteil von dem, was ich mache. Ich muss unheimlich viel kommunizieren, Mails, SMS, Leute treffen, das volle Programm. Sie sitzt hingegen ganz allein da, macht kleine Ausbesserungen, Retuschen. Ganz still. Da ist überhaupt keine Kommunikation mit anderen Menschen im Spiel. Das ist unheimlich kontemplativ. Das finde ich eine sehr schöne Arbeit.

Wie stehen deine Kinder zum Punkrock?

Die können sich nicht so richtig vorstellen, wie das war. Und wollen natürlich nicht immer wieder Storys aus dem „Schützengraben“ hören, obwohl sie manchmal doch danach fragen. Sie machen ihre eigenen Erfahrungen, die meinen oft nicht unähnlich sind. Mein Sohn David ist 15, fährt

Skateboard und düst selbstständig in der Gegend rum. Kürzlich kam ich in sein Zimmer und staunte: „Das ist doch Johnny Thunders & The Heartbreakers, was da läuft. Aber das hast du ja gar nicht von mir!“ Für ihn ist das einfach nur gute Musik zum Skaten. —

Bernward, geb. 1962 in Düsseldorf, Abitur. Hat in Köln Betriebswirtschaftslehre, Marketing und Wirtschaftspsychologie studiert, verheiratet, zwei Kinder. Bernward ist Unternehmensberater. Eltern: beide Lehrer.





Punk in der DDR ist ein ganz anderes Land.

© Archiv der Jugendkulturen Verlag

Pankow

Das nachfolgende Interview soll beispielhaft und respektvoll aufzeigen, dass es in der DDR auch Punk gab. Der war aber völlig anders als der West-Punk und existierte unter viel schwierigeren Bedingungen.

Wieso hat der Staat so hart auf euch reagiert?

Die DDR ist mit Jugendkulturen prinzipiell viel rigoroser umgegangen als der Westen. Auch die Hippies hatten es schon sehr schwer, wurden aber noch viel heimlicher schikaniert. Die Punks waren die ersten, die von der Regierung so offensiv unter Druck gesetzt wurden. Die alten Männer hatten einfach mehr Angst. Also gab es die Mielke-Order, uns nicht mit Samthandschuhen anzufassen. Da wusste jeder Bulle, Kripo- und Stasibeamte, er hat freie Hand. Ich habe die Auswirkungen selbst erlebt. Ich bin Tage festgehalten und richtig böse verprügelt worden.

Angst vor ein paar Punks?

Das höchste der Gefühle des DDR-Normalbürgers war doch, in der Kneipe unter vorgehaltener Hand einen Honecker-Witz zu machen. Die Punks aber zeigten ganz offen: Wir sind gegen den Staat. Wir liefen zwar nicht so extrem rum wie die im Westen, das ging ja auch gar nicht. Wenn du dir heute Fotos von damals anschaust, denkst du: Was, so ein Typ war auffällig? So mit Sakko, die Haare bisschen kurz und mit Seife hoch gemacht, noch nicht mal gefärbt? Trotzdem waren wir mit unserem Outfit fast Außerirdische im Stadtbild. So auszusehen war ein Statement, und dafür wurde man ganz klar bestraft. Entweder hast du keine Berufsausbildung bekommen oder durftest nicht studieren. Jeder, der was mit Punk zu tun hatte, wurde häufig vorgeladen. Hatte man dann noch „Scheiß-Staat“ auf dem Rücken oder „20 Jahre Mauer, jetzt wird ich langsam sauer“ auf dem T-Shirt, ging's gleich ab in den Knast.

Woher kam deine Renitenz?

Das ging schon in der Schule

los. Ich bin Linkshänder, musste aber mit rechts schreiben. Das machte mich zum Außenseiter. Während die anderen bereits in der dritten Klasse schreiben konnten, krakelte ich immer noch vor mich hin und dachte, ich sei zu blöd. Dadurch bekam ich einen Sprachfehler und fing an zu stottern, was heute noch ein bisschen da ist. Da wurde ich natürlich schnell verarscht. Ich bin darüber aber nicht traurig geworden, sondern gewalttätig. Und: Ich stellte in der Schule Fragen. Zum Beispiel, warum darf ich nicht „Farm der Tiere“ lesen? Im Staatsbürgerunterricht waren Dialoge jedoch nicht vorgesehen.

Wann wurde aus Michael

Pankow?

Ich wollte immer sein wie Frank Z. von Abwärts. Den hab ich als 15-Jähriger im West-Fernsehen gesehen. Die spielten auf einem Klo. Mufti hatte die Haare an einer Seite abrasiert. „Bel Ami“ haben die damals gesungen. Von da an war das mein Idol. 1978 las ich in einer DDR-Postille etwas über fehlgeleitete Jugendliche, die in London Leichen in die Kanalisation warfen. Was gibt es Besseres, um einen Teenager in Aufregung zu versetzen? Da waren auch zwei Punks auf einem Foto. Verstörend, gefährlich, fremd, etwas Schöneres hatte ich noch nie gesehen. Mit 16 rannte ich dann in Pankow, wo ich wohnte, monatelang als einziger Punk rum. Das war für mich anfangs aber nur ein Style. Ich weiß noch, wie ich auf einem Bürgersteig saß und mir meine Identität ausdachte. Ich entwickelte sogar einen eigenen Gang. Ich wollte in allem anders sein. Ich wollte noch nicht mal essen wie die anderen. Dann hörte ich, dass es in einem Jugendclub im Plänterwald Punks geben soll. Das waren gerade mal zehn Leute, die da so rumhingen. Die haben mich immer „du aus Pankow“ gerufen, das blieb hängen.

Wie haben deine Eltern auf dein Outfit reagiert?

Mit meinem Vater habe ich kaum noch gesprochen, seit ich 14 war. Als ich auch noch Punk wurde, durfte ich nicht mehr mit am Tisch sitzen. Meine Mutter dagegen fand mein Aussehen cool. Sie hat gesagt, wenn ich das Haus verlassen habe, hing immer der ganze Block am Fenster. Mit 16 bin ich ausgezogen und schlüpfte zunächst beim Pfarrer in der Elisabethkirche unter.

Als ich Punk wurde, durfte ich bei meinem Vater nicht mehr mit am Tisch sitzen.

Ich liebte die DDR und glaube bis heute an den Sozialismus. Nur an den real existierenden eben nicht.

Hast du danach in WGs gewohnt?

Das gab es so nicht im Osten. Wenn du eine Wohnung wolltest, musstest du einen Antrag stellen und volljährig sein. Aber es existierte noch eine andere Möglichkeit. Die Wohnungsbau-gesellschaft hat oft nicht gepeilt, wenn Mieter weggestorben sind. So entstand Leerstand und es bildete sich Anfang der 80er Jahre eine Besetzerszene. Man ging los, guckte, wo was frei ist, und fragte die Nachbarn, was die Wohnungen kosten. Das waren mal 20, mal 30 Mark. Dann hast du genau diesen Betrag überwiesen. Und wer mehrere Monate Miete bezahlte, erhielt ein Wohnrecht. So hab ich das dann auch gemacht.

Wo habt ihr euch damals getroffen?

Wir waren die Alex-Gang. Damals gab es ein Alexanderplatzverbot. Denn dorthin kamen die Touris und da wollten sie uns nicht haben. Also haben wir uns genau dahin gesetzt. Wo sonst? Ich bin oft von der Stasi weggetragen worden. Das war meine Show. Wegtragen, Schreien, Touris kommen und halten die Kameras drauf ...

Hast du an den goldenen Westen geglaubt?

Duplo, Mars und Mercedes haben mich nicht interessiert. Ich finde den Kapitalismus wirklich verachtenswert, weil er die Menschen verachtet. Ich liebte die DDR und glaube bis heute an den Sozialismus. Nur an den real existierenden eben nicht. Der Osten war meine Heimat, da waren meine Freunde, meine Familie. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, in den Westen zu gehen. Was sollte ich dort, ich kannte da ja keinen? Wenn ich auf der anderen Seite der Mauer hätte leben müssen, wäre ich zur RAF gegangen. Mir war klar, man muss den Westen und den Osten verändern. Ich hatte immer Visionen, wie die Welt besser sein könnte. Deswegen gründete ich mit unserem Bassisten Daniel Kaiser auch eine terroristische Zelle. Wir wollten von oben rangehen und die Volkskammer sprengen. Ganz im Ernst.

Wie war euer Verhältnis zu den Westpunks?

Auf den Alex kamen immer viele von denen. Wessis mit Iro haben sofort auf die Fresse gekriegt und die Lederjacke

weg. Es war für uns die größte Freude, sie zu rupfen und in die Wasserspiele einzutunken. Die konnten dann ohne Klamotten zurück zur Grenze. Für uns war klar: Ihr habt keine Ahnung. Ihr seid nur verschissene Modepunks, wir sitzen hier im Knast.

Wie viele Punks gab es überhaupt in der DDR?

Es existieren keinen verbrieften Zahlen, nur die von der Stasi. Die behauptete, es gab 900 Punks in der DDR. Aber das ist totaler Quatsch. Ich habe die Stasi-Akten später studiert. Die luden die Punks vor und fragten sie aus, wer dabei ist. Und die haben immer Scheiße erzählt. Da liest du dann Namen wie Arschloch, Spinner und Kacker, die es nie gab. Die Leute Anfang der 80er kann ich noch alle mit Namen aufzählen. Gerade in den ersten zwei Jahren war es eine kleine, aber extrem kreative Szene. Wir hatten einen elitären Anspruch und waren sehr eitel, immer gestylt. Punk war schöner, intelligenter, man hat die besseren Frauen gekriegt und war angesagt ... Wie weit der Staat mit uns geht, haben wir uns damals einfach nicht vorstellen können. Wie waren jung, naiv und unbekümmert.

Irgendwann warst du Dauergast bei der Stasi?

Die haben mich phasenweise täglich verhaftet und verprügelt, aber: Die Bullen und die Stasi haben auch mit mir gesprochen. Das war für mich neu, dass diese Generation meiner Eltern meine Gedanken interessant findet. Vorher gab es nie politische Gespräche. Da hieß es immer nur: „Halt den Mund.“ Anfangs wurden die Verhöre auch von so Daddy-Typen durchgeführt. Dazu gehörte zum Beispiel der Abschnittsbevollmächtigte der Kripo, der für unseren Bezirk zuständig war. Den kannte ich seit meinen Kindertagen. Der war eine richtige Vaterfigur für mich. Mit dem hat man früher Kaffee getrunken. Zu dem konnte man auch sagen: „Hier muss was passieren.“ Jeder wusste ja, dass im Osten einiges nicht in Ordnung ist. Man hat sich nur nicht getraut, direkt was zu sagen. Ich habe im Gespräch immer aufgepasst, dass ich nichts staatsfeindliches rauslasse. Wer rausposaunte, dass er die SED hasst, ist sofort eingebuchtet worden. Ich formulierte das immer so: Die DDR ist doch ein toller Staat, aber wir müssen doch mal gucken ...

Wollten die wirklich mit dir diskutieren?

Natürlich nicht. Aber mir wurde erst beim Lesen meiner Stasi-Akte klar, warum die sich mit mir so viel Mühe gegeben haben.

Es ging gar nicht drum, dass ich Staatsfeind war, die wollten mich anwerben. Ich war Sänger und in Berlin, dem Zentrum der Punk-Bewegung. Ich dachte immer, ich muss die verändern, und die führten mich schon längst als Informellen Mitarbeiter-Vorläufer. Viele meiner Kumpels waren bereits verhaftet, andere abgeschoben oder ausgeweisert. Hat mich ja selber gewundert, dass ich noch da war. Nach einem Jahr fragten die mich dann direkt, ob ich für sie arbeiten wollte. Da wäre ich eher gestorben.

Wie ging es weiter?

Einmal im Jahr fand in Friedrichshain ein Pressefest statt, auf dem sich die DDR den Westmedien vorstellte. Da hielt ich eine Rede, wie es im Osten so ist. Das ging ungefähr drei Minuten gut, dann wurde ich festgenommen und es hieß: „Passen Sie auf, Herr Boehlke, staatsfeindliche Hetze, öffentlicher Aufruhr, Widerstand gegen die Staatsgewalt, hier ist der Haftbefehl, zwei Jahre und acht Monate.“ Anschließend machten sie bei mir eine Hausdurchsuchung. Weil ich aber immer schon Paranoia hatte, hatte ich nichts zu Hause. Ich hab nie meine Texte aufgeschrieben und Manuskripte immer verbrannt. Aber meine Freundin war zu Hause. Da kamen sie auf die Idee: Vielleicht arbeitet die ja für uns. Also nahmen sie sie mit und machten ihr die Ansage: Entweder dein Freund geht in den Knast oder du arbeitest für uns. Zum Schein ist sie darauf eingegangen. Sie hat aber in allen Berichten nie irgendeine Auskunft gegeben. Wenn sie „zugeführt“ wurde, dachte sie sich Phantasie-Antworten aus. Sie wollte mich retten und ich kam mit heiler Haut davon. Trotzdem war klar, dass sie mich weg haben wollten.

Wie haben sie das geschafft?

Entweder wurde man kriminalisiert, weil man nicht gearbeitet hat. Denn das galt laut Paragraf 48 als asoziales Verhalten. Mir hat eine Bekannte deswegen einen Job als Haushaltshilfe bescheinigt. Auch andere Strafverfahren waren üblich. Zum Beispiel bei Erkner. Der kam aus einer Kleinstadt in Brandenburg und erhielt Berlin-Verbot. Seine ganzen Kumpels waren aber in Berlin, also ist er natürlich dahin gefahren. Ausweiskontrolle, er kriegte seine erste Haftstrafe, kam nach ein paar Monaten auf Bewährung wieder raus. Danach war es aber noch schlimmer, denn er hatte jetzt zusätzlich Arbeitsplatzbindung am Arsch der Welt. Die Bullen wiederum

besaßen Schlüsselrecht und durften jeden Tag in seine Wohnung. Es war klar, dass er diese Auflagen verletzen wird. Also ging er für zwei Jahre in den Knast. Das haben die bei ganz vielen Leuten gemacht und sie mit 16, 17 Jahren hinter Gitter gesteckt. Genau das ist heute das Problem mit der Opferrente, weil die Punks nicht beweisen können, dass sie politisch motivierte Haftstrafen bekamen.

Wie ging es mit deiner Band Planlos weiter?

Planlos wurde 1980 gegründet, wir haben einige illegale Konzerte gegeben. Drei Jahre später war Schluss. Wenn du in der DDR Musik machen wolltest, brauchtest du eine Spielerlaubnis. Das heißt: Texte und Aussehen wurden zensiert. Das wollten wir nicht. Bis 1983 wollte der Staat das „Punk-Problem“ gelöst haben. Dabei wurde die erste Generation fast vollkommen zerschlagen. Die Politischen, die sie nicht kriminalisieren konnten, steckten sie in die Armee. Und da landeten wir auch fast geschlossen. Ich kam 1984 nach Eggesin, in eine sogenannte schwarze Kompanie, da waren nur Knackis und Politische drin. Später erfuhr ich, dass sie den Soldaten vor meiner Ankunft gesagt haben: „Da kommt ein Punk aus Berlin, macht den mal fertig.“

Was hast du da erlebt?

Die Gewalt war zu der Zeit ganz schlimm in der Armee. Die hatte aus dem Dritten Reich noch diese klassische Hierarchie, die drei Stufen mit den Glatten, also den Neuen, den Mittellappen und den Entlassungskandidaten. Und die Neuen wurden von den Entlassungskandidaten immer gequält. Zum Beispiel Monkey. Er hatte eine Brille und Raffzähne. Ich kam mal in sein Zimmer, da ist er an den Tisch gefesselt, wird mit Eiern und Tomaten beworfen und schlimm gequält. Der Typ stand da und heulte. Ich war völlig entsetzt. Ich war ja damals schon ein Straßenkämpfer und hatte keine Angst vor Typen, die dreimal so groß wie ich waren. Also trommelte ich meine Glatten zusammen und sagte: „Wir müssen zusammenhalten und was tun. Der Typ macht das noch zwei Wochen, dann bringt er sich um.“ Daraufhin hat mich einer verraten und die Entlassungskandidaten legten mich zusammen. Ich hab mich unter einem Eisenbett festgehalten und gedacht, das überlebe ich nicht. Ich hatte Todesangst. Vielleicht waren es nur Sekunden, aber die haben auf

mich eingetreten und eingetreten. Als sie aus dem Raum raus waren, sah ich auf dem Tisch ein Küchenmesser und dachte: „Den Ersten steche ich ab.“ Ich bin in ein Zimmer, da saß einer, und dem rammte ich das Messer in den Oberschenkel.

Was passierte dann?

Ich wurde verhaftet, der Militärstaatsanwalt redete von Totschlag und versuchtem Mord. Mit drohte Schwedt, der schlimmste Militärknast. Da kommst du entweder gar nicht mehr raus oder psychisch gestört. Ich hatte aber einen Kumpel, der war schon im Westen und arbeitete dort für einen Fernsehsender. Damit drohte ich jetzt. Die hatten keine unmittelbare Angst vor einem Umsturz, sondern vor Öffentlichkeit. Also wurde die Anklage fallen gelassen. Mein Glück war, dass nach dieser Geschichte alle richtig Angst vor mir hatten. Sie hielten mich für geisteskrank.

Was kam nach der Armee?

Die Armee war mein Break mit der Punkzeit. Im letzten Dienstjahr hatte ich Zeit zu grübeln. Ich wollte das Extreme nicht mehr und stattdessen wirklich politisch arbeiten. Danach war ich in der sogenannten Friedensbewegung und in einer Polengruppe. Wir wollten Kontakte zur Solidarnosc herstellen und dorthin fahren. Wir sind aber in Frankfurt/Oder festgenommen worden, durften trotz Visa nicht ausreisen und wurden misshandelt. Ich verklagte daraufhin die Staatssicherheit auf Körperverletzung. Damit gehöre ich zu den ersten vier Leuten, die das taten. Gregor Gysi hat meinen Fall damals übernommen. Er war der einzige Anwalt, der den Mut dazu hatte. Und wir haben gewonnen. Ich bekam 350 Mark.

Warst du nach dem Mauerfall noch politisch aktiv?

Im Osten war es einfach, politisch zu sein, da hat es gereicht, die Haare hoch zu machen. Das war nach dem Mauerfall anders. In den ersten Tagen überlegte ich, ob ich auf dem Gründungstag der Grünen mitmache. Ich war auf ein paar Sitzungen, hatte aber keinen Bock auf die Leute. Das waren genau die, die mich schon früher immer abgenervt haben. Immer nur Gelaber. Da kommt nichts bei rum. Ich hatte gehofft, dass wir als eigenständige sozialistische Republik weiterexistieren. Als die ganzen Idioten Kohl gewählt haben, war ich extrem wütend, das bin ich bis heute. Die wollten die D-Mark und haben alle Werte verraten. Und ich war müde. Ich sehnte mich danach, endlich mal das zu machen, was ich wollte.

Und was war das?

Nach der Wende bin ich erst mal rumgereist. Ich war verliebt in Paris und habe da auch gelebt. Wir haben Castaneda gelesen und halluzinogene Drogen genommen. Alles ausprobiert. Mit Haschisch angefangen, in den Wald gegangen, gefastet, dann LSD, als Ritual, nicht auf Partys. Bestimmte Substanzen haben mich geöffnet. Das war für mich ein Meilenstein. Ich erfuhr, dass die Welt nicht so eindimensional ist. Das da noch viel mehr ist. Da wurde mir bewusst, dass auch meine politische Arbeit anders sein muss. Mir wurde klar, dass dieses große Ziel – wir erschaffen einen neuen Staat – in die Pubertät gehört. Ich wollte nun im Kleinen arbeiten. Also begann ich an mir und mit den Menschen zu arbeiten. Denn wer ist denn der Staat? Die Menschen. So kam ich auf die Idee, Physiotherapeut zu werden. Seit Jahren kämpfte ich für oder gegen das System, aber ich wusste noch nicht mal, wie viele Bandscheiben ich habe. Ich arbeitete als Physiotherapeut im Sportbereich und betreute Fußballvereine. Ich hatte sogar eine Anfrage von Team Telekom.

Später bist du zum Chronisten der DDR-Punk-Bewegung geworden. Wie kam das?

Vor drei, vier Jahren hörte ich auf, als Physiotherapeut zu arbeiten. Ich stand jeden Tag zehn Stunden in der Praxis, behandelte 20 Menschen und merkte, das ist sinnlos. In zwei Monaten waren die Leute wieder da. Wenn du nur am Körper arbeitest, gibt es keine Veränderung. Da wurde mit erneut klar, dass ich was anderes machen musste. Ich fing an mit Yoga und Familienaufstellungen und war trotzdem unzufrieden. Und dann las ich das Buch „Verschwende deine Jugend“ von Jürgen Teipel. Da war ich wieder wütend, weil die Typen da drin über Punk in Deutschland redeten, aber nur West-Deutschland meinten. Was für eine Arroganz! Punk in der DDR ist ein ganz anderes Land. Als West-Punk konntest du Spaß haben und Musik machen. Als Ost-Punk warst du per se politisch und kamst dafür in den Knast. Das ist der große Unterschied. Und wenn den Wessis mal der Ost-Punk in den Sinn kommt, denken sie an angepasste Ost-Bands. Aber die wirklichen Punks, die sich aufgelehnt und dafür massiv bestraft wurden, die interessieren keinen. Da habe ich mir vorgenommen, ein eigenes Buch darüber zu schreiben. Das war naiv, aber ehe ich mich versehen habe, fand ich mich auf einem Punk-Kongress in Kassel wieder. Ich saß oben und Malcolm

Wessis mit Iro haben sofort auf die Fresse gekriegt und die Lederjacke weg. Für uns war klar: Ihr seid nur verschissene Modepunks, wir sitzen hier im Knast.

Originalausgabe

© 2013 Archiv der Jugendkulturen Verlag KG

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage Dezember 2013

Vertrieb für den Buchhandel: Bugrim, www.bugrim.de

Auslieferung Schweiz: Kaktus, www.kaktus.net

E-Books, Privatkunden und Mailorder: www.shop.jugendkulturen.de

Autoren: Michael Fehrenschild, Gerti Keller

Fotografie: Dominik Pietsch (u. a., siehe Bildnachweis)

Gestaltung: studio jens mennicke

Art Direktion: Jens Mennicke

Designer: Jens Mennicke, Markus Olson

Schriftart: calibre, Klim Type Foundry

Druck: werbeproduktion bucher

Archiv der Jugendkulturen Verlag KG

Fidicinstraße 3, D – 10965 Berlin

Tel.: 030/695 990 48

prverlag@jugendkulturen.de

www.jugendkulturen-verlag.de

Bildnachweis: Seite 110 - Sabine Schwabroh, Seite 111 - Bernd Giebel, Seite 129 - Trini Trimpop, Seiten 132/133 - Trini Trimpop, Seite 206 - Richard Gleim, Seite 216 - Richard Gleim, Seite 13, 39, 58 – 59, 60, 71, 79, 85, 100-101, 142-143, 149, 161, 163, 175, 176, 184, 202-203, 222, 231, 243, 255, 267 - privat

ISBN: 978-3-943774-49-8

Dieses Buch gibt es auch als E-Book.

Unsere Bücher kann man auch abonnieren: www.shop.jugendkulturen.de

„Jung kaputt spart Altersheim“: Eigentlich wollten sie nie alt werden, die Punks der 70er und 80er Jahre, oder glaubten zumindest nicht daran, dass die Welt heute überhaupt noch existieren würde.

Jetzt, 25, 30 Jahre später, sind sie Konzernmanager oder Regisseur, Großmutter oder Fernsehstar, Millionär oder immer noch am Existenzminimum. Wir haben sie besucht, und dabei entstanden sehr persönliche Interviews – mit Gestrandeten und Desillusionierten, Heldinnen und Lebenskünstlern. In diesem Buch erzählen sie ihre Geschichte und damit die Geschichte einer Rebellion namens Punk.

Mit dabei: Schorsch Kamerun, Guy Helminger, Susanne Reimann, Manuel Andrack, Mario Irrek, Trini Timpop, Margita Haberland, Frank Z., Peter Hein, Deutscher W, Karl Nagel u. v. m.

—
Fehlfarben, Abwärts, Die Toten Hosen, Hack Mack Jackson, Family 5, KMFDM, Slime, Bärchen und die Milchbubis, Emils, Die Goldenen Zitronen, Östro 430, Male, OHL, Krupps u. v. a.



ISBN 978-3-943774-49-8

28 Euro

archiv
der jugendkulturen verlag kg